



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lehrbuch der gotischen Konstruktionen

Ungewitter, Georg Gottlob

Leipzig, 1890-

1. Die Entwicklung der Wölkunkst von den Römern bis zur Gotik
-

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80225](#)

I. Die Gewölbe.

1. Die Entwicklung der Wölkunst von den Römern bis zur Gotik.

Die Gewölbe der Römer.

Die römische Kunst kennt in ihren Wölbungen nur zwei Grundformen:

1. Das Tonnengewölbe in Form eines halben Cylinders (Fig. 1).
2. Die Kuppel in Gestalt einer Halbkugel (Fig. 2).

Die Gewölbebildungen
der
römischen
Baukunst.

Beide entspringen aus ein und derselben Erzeugungslinie „dem Halbkreis“ — die eine durch seitliches Verschieben, die andere durch Drehen.

Das Tonnengewölbe überdeckt rechteckige Räume, die Kuppel solche mit kreisrundem Grundriss. Mit dem Kreis und dem einfachen Rechteck gab sich aber die reiche Grundrissentfaltung der Römer nicht zufrieden, man verlangte neben diesen wechselvoller gegliederte Räume. Freiere Grundrissbildung bedingt aber auch freiere Gestaltung der Decke, die in der Erzeugung von Abarten der obigen beiden Wölbformen ihren Ausdruck findet.

Besonders wichtig sind die Bildungen aus dem Tonnengewölbe. Wenn im Grundriss zwei verschieden breite rechteckige Räume quer auf einander treffen, so schiebt sich die Tonne des kleinern in die des grösseren hinein, es ergiebt sich dadurch die Form der Stichkappe (vergl. Fig. 3).

Durchkreuzen sich in dieser Weise zwei völlig gleichwertige rechteckige Räume, so bildet der Zusammenschluss ihrer Wölbungen die gesetzmässige Form der gekreuzten Tonne oder des Kreuzgewölbes (vergl. Fig. 4).

Nachdem man solcher Art auf letztere bedeutungsvolle Form geführt war, machte man sie sich zu Nutze; so durchsetzte man die Tonne eines rechteckigen Raumes mit nebeneinander gereihten Quertonnen, um an den Längswänden hochliegende halbrunde Wandflächen zu erhalten, die zur Anbringung von Durchbrechungen hier sehr erwünscht waren (Fig. 5). Man war dadurch zu einer fortlaufenden Reihe von Kreuzgewölben über einem langgestreckten Raum gelangt. (Basilika des Maxentius, Galerie des Palatinischen Palastes.)

Es erübrigte nunmehr nur noch des einen Schrittes, das Aneinanderreihen sowohl in der Längs- als in der Querrichtung vorzunehmen, und es war die Aufgabe gelöst, einen weiten Raum auf Einzelstützen gleichmässig zu überwölben

(vergl. Fig. 6). Es findet sich diese Lösung in den Thermen und den Innenräumen des Kolosseums.

Eine ähnliche Erweiterung erfuhr die Verwendung der Kuppel. Wenn im Grundrisskreis des Kuppelraumes irgend eine Wand in Richtung einer Sehne aufgeführt wird, so schneidet sie sich oben in die Kuppel in Gestalt eines Halbkreises ein (da ja jeder Schnitt einer Ebene mit einer Kugel eine Kreislinie giebt). Schliesst man nun im Grundriss solche Wände aneinander in Form irgend eines dem Kreis eingeschriebenen Vieleckes, so endet in gleicher Weise jede Wand oben als Halbkreis. Der zwischen den Wänden noch verbleibende Theil der Kuppel aber gewinnt den Charakter einer selbstständigen Deckenform, welche die Ueberspannung eckiger Räume als Achteck, Viereck usf. ermöglicht, man bezeichnet sie als Kuppelausschnitt oder Stutzkuppel (Fig. 7 und Fig. 12). Die Stutzkuppel tritt erst in späterer Zeit und zwar vorwiegend in der östlichen Reichshälfte auf. (Beispiele: Zisternen des Konstantin zu Byzanz und Grab der Galla Placidia zu Ravenna).

Als weitere Abarten der Kuppel sind noch die Halbkuppel zur Ueberdeckung von Nischen und schliesslich die Walzkuppel zu erwähnen. Letztere, auch Kloster gewölbe genannt, kann ebensowohl vom Tonnengewölbe als der Kuppel hergeleitet werden (Beispiel: Tempel der Minerva Medica zu Rom, vergl. Fig. 8).

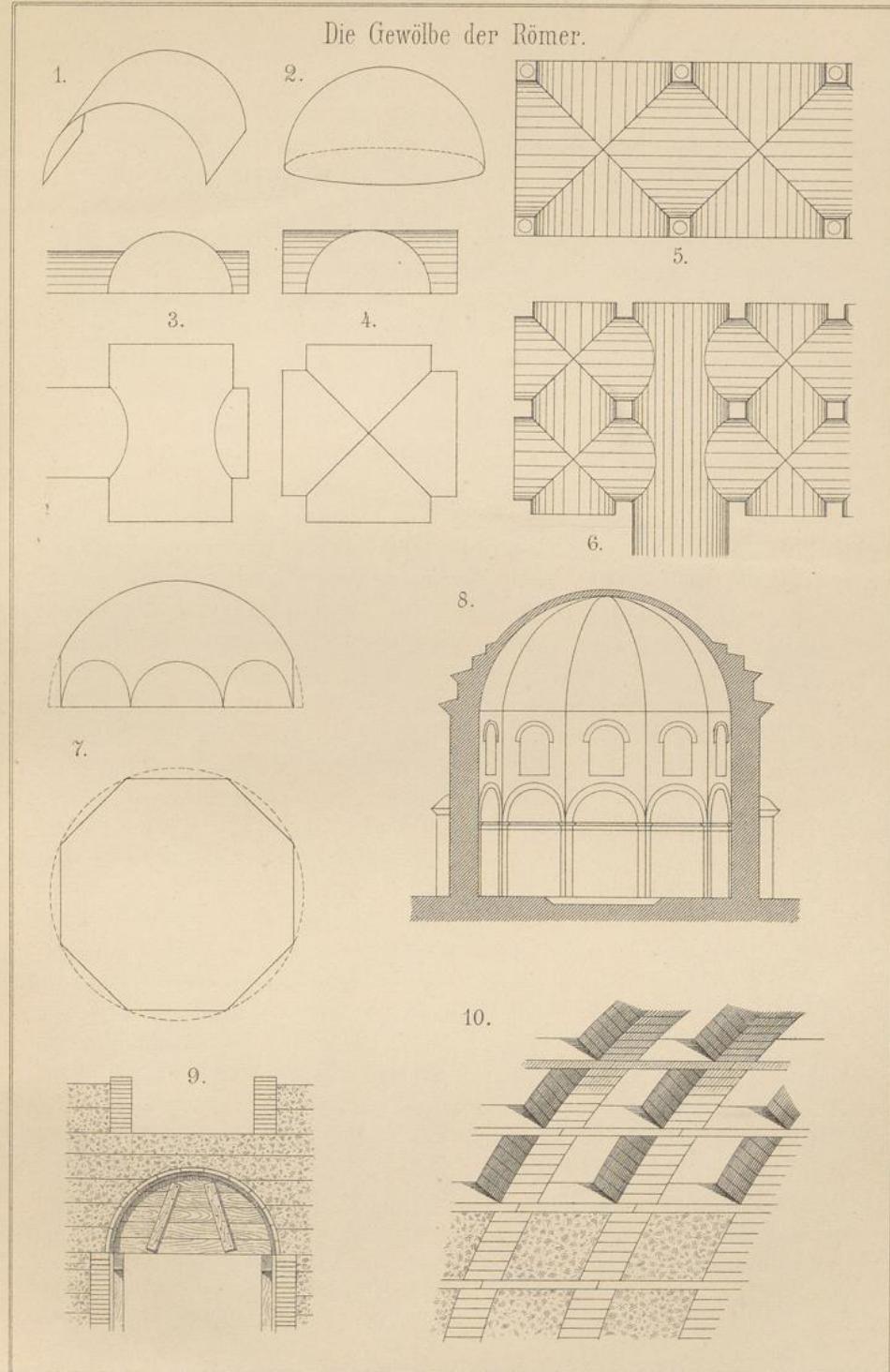
Vorstehend genannte Formen schliessen etwa Alles in sich, was die römische Wölkunst geschaffen. Sie sind an dieser Stelle aufgeführt, um zu zeigen, in welcher unmittelbaren Weise sie sich aus den „Raumgestaltungen“ herleiten, ohne das die „Bedingnisse der Konstruktion“ viel dabei mitzusprechen scheinen. Letzterer Umstand erklärt sich aus der römischen Technik.

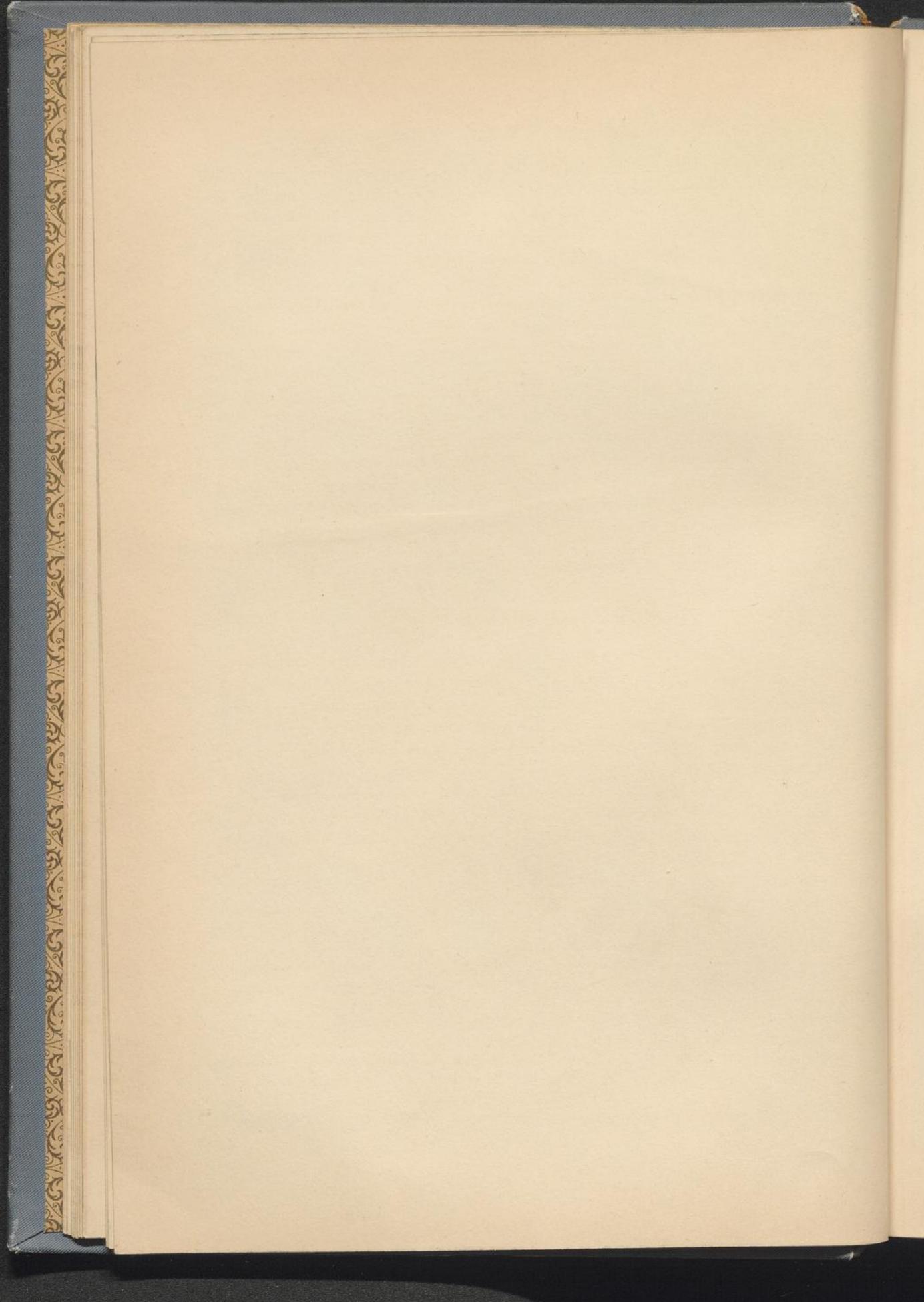
Herstellungsweise der römischen Gewölbe. Schichtenweise Herstellung der Gewölbe in Werkstein oder Backstein wurde zwar von den Römern geübt, für die Ueberdeckung der architektonischen Innenräume bildete aber immer mehr das Gussmauerwerk die Regel. Vielfach war die Ausführung desselben weit von unseren jetzigen Gewohnheiten abweichend. Man stellte der Wölkform gemäss ein Lehrgerüst her, legte darüber eine Schale aus dünnen fest an einander schliessenden Steinplatten und brachte sodann das Gusswerk in „horizontalen“ Schichten auf, genau so wie dies bei dem übrigen Mauerkörper geschah (vergl. Fig. 9). Dass derartige Ueberdeckungen hielten, war natürlich zunächst dem innigen Zusammenkleben der grossen Mörtelmassen zu danken. Verliess man sich aber einmal auf letztere, so konnte man in gebotenen Grenzen (vergl. Seite 104) der Unterschalung eine ziemlich willkürliche Gestaltung geben, das heisst man konnte die Form der Gewölbe unbekümmert um die Herstellung vorzugsweise nach Rücksichten auf die architektonische Erscheinung festsetzen, was durch unabänderliche Verwendung der Halbkreisform geschah.

Für die weitgespannten Ueberdeckungen sehr grosser Räume konnte natürlich ein einfaches Verfahren wie das vorstehende nicht ausreichen, hier bekundet sich der praktische Sinn der Römer in der Einführung sorgsam durchgebildeter Ausführungs methoden. Dahin gehören die vereinzelt auftretenden Topfgewölbe, besonders aber die vergossenen Zellengewölbe. Man stellte für letztere auf der Schalung zunächst aus den üblichen grossen dünnen Ziegelsteinen ein netzförmiges Skelett her, dessen Zellen man nachher mit Gusswerk ausfüllte (Fig. 10).

Tafel I.

Die Gewölbe der Römer.





Die Bedeutung des Ziegelgerippes beruht darauf, dass es eine bequeme und gesicherte Ausführung gewährleistet. Sobald es bei Beendigung des Gewölbes von Mörtel umhüllt ist, hat es seine Hauptaufgabe erfüllt; es wirkt dann die Wölbung wie jedes andere Gussgewölbe als eine einheitliche durch das Binden des Mörtels gehaltene Masse. Die Scheitelstärke solcher Gewölbe pflegt zwischen 1,2 und 3 Meter zu schwanken.

Beim Tonnengewölbe bildet das umschlossene Ziegelgerüst meist viereckige Felder, von denen sich eine gewisse konstruktive Rechtfertigung der Kassettenbildung herleiten lässt. Bei den Kuppeln dagegen nehmen die Rippen häufig die Form von in der Wölbfläche liegenden auf einander gestützten Entlastungsbögen an. Hervorragende Beispiele dieser Art liefern das Pantheon, der Tempel der Minerva Medica und zahlreiche weitere Baureste zu Rom, Tivoli usf. Ausführliches bietet das beachtenswerte Werk: CHOISY, *l'art de bâtrir chez les anciens Romains*.

Die Technik der Römer war sehr entwickelt und sehr mannigfach. In einer Hinsicht aber verfolgt sie immer dasselbe Ziel; möchte eine Ausführung in Werkstein, Ziegel oder Mörtelguss vorliegen, stets wurde es erstrebzt, sowohl Gewölbe als Mauern zu einem einzigen starren zusammenhängenden Körper zu machen, der sich bei Anhäufung gewaltiger Massen zu einem fast unverwüstlichen Monumentalwerk gestaltete.

Die Gewölbe der altchristlichen Zeit.

Die altchristliche Kunst im Westen zehrte in den ersten Jahrhunderten fast ausschliesslich von ihrer Beerbung der Römer, besonders in Hinsicht auf die Technik. Die Ueberlieferungen verwischten sich aber allmählig immer mehr, was einerseits einen Rückgang in der Güte der Ausführung, andererseits aber den Zwang zur Verfolgung neuer Ziele hervorrief. In zwei Richtungen lässt sich unter teilweisem Einfluss des Ostens eine gewisse Umgestaltung nicht verkennen, man strebt vielfach bewusst danach, die Mauermassen einzuschränken, und man weicht häufiger von der alten Gusstechnik ab. So lässt sich an den Gewölben mehr als früher ein „reiheweises Anordnen“ von Steinen wahrnehmen, die von oben durch Mörtelwerk vergossen wurden. Die Richtung dieser Reihen ist sehr wechselnd, wie überhaupt die altchristliche Zeit viele lehrreiche tastende Versuche zeigt, die eine eingehendere Würdigung verdienten, als sie ihnen bisher zu Teil wurde.

Dem neuerdings immer mehr hervortretenden Streben, die altechristliche Kunst so ganz und gar als den Ausgang der Antike oder als die letzte Staffel des römischen Kunstverfalls darzustellen, können wir uns nicht anschliessen. Eine schroffe Trennung, die man früher sah, ist zwar nicht vorhanden, das langsame Hineinwachsen eines neuen Geistes ist aber unverkennbar. Selbst in der Verödung und Verarmung der römischen Formen lässt sich ein „bewusstes“ Ueberleiten in neue Wege fühlen. Einen glanzvollen Aufschwung darf man von jenen Jahrhunderten nicht verlangen, sie geboten dem greisenhaften Hinsiechen der übermüdeten alten Kunst keinen Einhalt; sie sammelten aber alle Bestrebungen auf einen Punkt und das ist die erste Grundbedingung für das Erwachsen einer neuen Stillblüte. Was für die Griechen der Tempel war, sollte für das Mittelalter die Basilika werden, und für deren Gestaltung die Grundlage, allerdings auch nur diese gelegt zu haben, ist Anteil der altchristlichen Zeit: der ganze lebensvolle Aufbau blieb der Thatkraft jugendfrischer Völker vorbehalten.

Die Kunst
im Osten.

Reger als im westlichen Europa vollzieht sich die Fortentwickelung im Osten. Während man im Westen mit grösserer Vorliebe die nur wenig umgestaltete alte flachgedeckte Basilika aufnahm, giebt im byzantinischen Reich die stärkere Bevorzugung des Zentralbaus Anlass zu Neubildungen. Besonders treten in der Wölbkunst zwei wichtige Errungenschaften hervor, „die Kuppel auf Zwickeln und das überhöhte Kreuzgewölbe.“ Beide sind an der Sophienkirche in Konstantinopel ihrer ganzen Gestaltung nach klar ausgesprochen. Vorläufer hatten sie zwar schon früher, aber erst zur Zeit Justinians scheinen sie zu ihrer selbständigen Entfaltung gelangt zu sein.

Die Kuppel auf Zwickeln bringt den sehr kühnen Gedanken zur Ausführung, eine voll ausgebildete Kuppel auf vier einzelnen Eckpfeilern zu errichten (Fig. 11). Der Grundkreis der Kuppel liegt gänzlich innerhalb des Pfeilervierecks, es wird daher kein einziger Punkt direkt unterstützt, vielmehr muss die gesamte Last mittelbar durch Zwickel und Gurtbögen den Pfeilern zugeführt werden. Die Zwickel bilden Ausschnitte aus einer grösseren Kugelfläche, deren Durchmesser der Diagonale des Wölfeldes entspricht.

Um einen viereckigen Raum zu überspannen, hatte man jetzt drei Lösungen:

1. Die neue Zwickelkuppel, 2. die Stutzkuppel oder böhmische Kappe (vergl. Fig. 12), 3. das überhöhte Kreuzgewölbe (Fig. 13).

Herstellungsweise
der
byzan-
tinischen
Gewölbe.

Die byzantinische Technik weicht wesentlich von der römischen ab, sie kennt nicht das römische Gusswerk, sie verwendet Steine in dicken Mörtelfugen und übt bei den Gewölben in ausgedehntem Maasse das freihändige Mauern ohne Lehrgerüst. Die Kunst des Ostens war schon unter der Römerherrschaft ihre eigenen Wege gegangen, es war vieles vom griechischen Geiste geblieben und die Technik war in den Provinzen in immer nähere Beziehung zu den Ueberkommenissen der alten Kunstblüten in Persien, Assyrien und Aegypten getreten. Hier hatte man die uralte und zugleich ursprüngliche Kunstscherkeit des freihändigen Wölbens hoher kuppelartiger sowie auch tonnenförmiger Räume kennen gelernt.

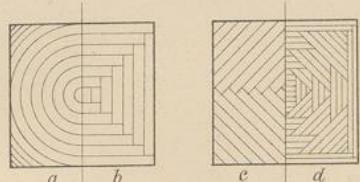
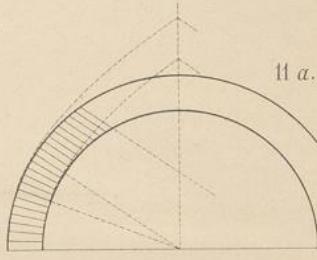
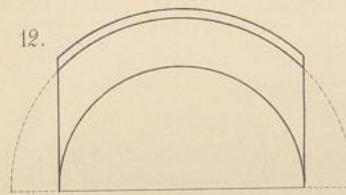
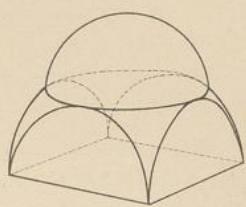
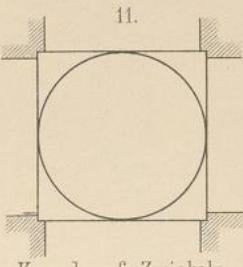
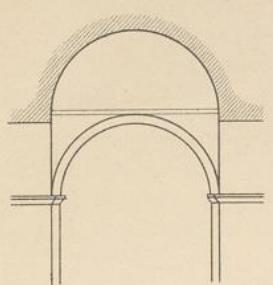
Wo sie es mit Werkstein oder schwerem Bruchstein zu thun hatten, da bevorzugten allerdings auch die Oströmer das Lehrgerüst, sobald aber nach Augustus der gebrannte Ziegelstein überall wieder zu Ehren gelangte, da waren der freihändigen Wölbung die Thore weit geöffnet.

Die Kuppeln wölbte man fast immer in horizontalen Ringen, deren jeder sich nach Fertigstellung verspannte. Um das Gleiten der Steine in den oberen Schichten zu verhüten, pflegte man die Lagerfugen hier etwas flacher (fauler) zu halten (Fig. 11a), wenn man nicht den oberen Teil einfach spitzbogig oder kegelförmig hinaufzog (Persien, Arabien). Die Zwickel sind nicht übergekratzt, sondern in Wölschichten hergestellt, was übrigens statisch ziemlich gleichwertig ist. Die Grundlinie der Kuppel weicht oft etwas vom Kreis ab, da man Vorsichtshalber die Zwickel in den vier Ecken etwas mehr zurückhielt. Die Kuppeln der Markuskirche zu Venedig zeigen — vielleicht unabsichtlich — die umgekehrte Abweichung.

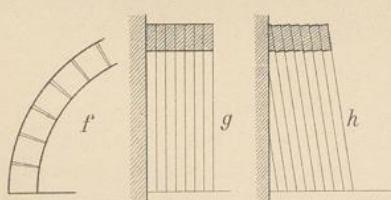
Die Tonnengewölbe werden gewöhnlich in Querschichten oder stehenden Ringschichten gewölbt (Fig. 12g), jede Schicht bildet einen in sich haltbaren Bogen; so lange er noch nicht geschlossen, müssen sich die Steine durch Ankleben an der vorigen Schicht halten. Um letzteres zu erleichtern und ein Herüberweichen der Schichten oben zu verhüten, werden sie oft nach Art von Fig. 12h und 12i geneigt oder nach kegelartigen Ringen (Fig. 12k) geführt. Vielfach begannen erst die Querschichten in einer Höhe, wo die liegenden Schichten unbequem wurden, überhaupt ist ein Wechsel der Schichtenlage je nach den augenblicklichen Umständen zu beobachten. Sehr rationelle Tonnengewölbe solcher Art haben schon die Aegypter unter der 19. Dynastie ausgeführt (LEPSIUS, Denkmäler aus Aegypten I, Bl. 89).

Tafel II.

Die Gewölbe der Byzantiner.



12. a-e. Schichtenlage bei der Stutzkuppel



13 a

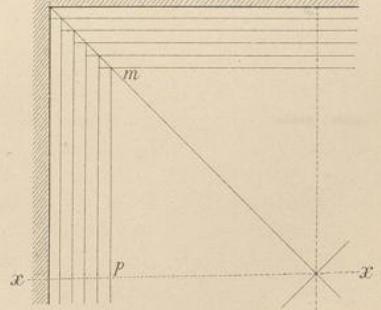
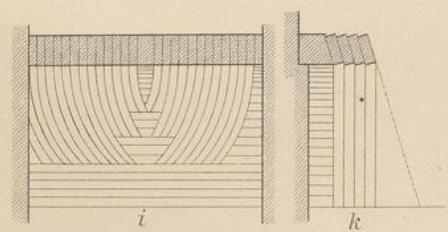
Kreuzgewölbe.

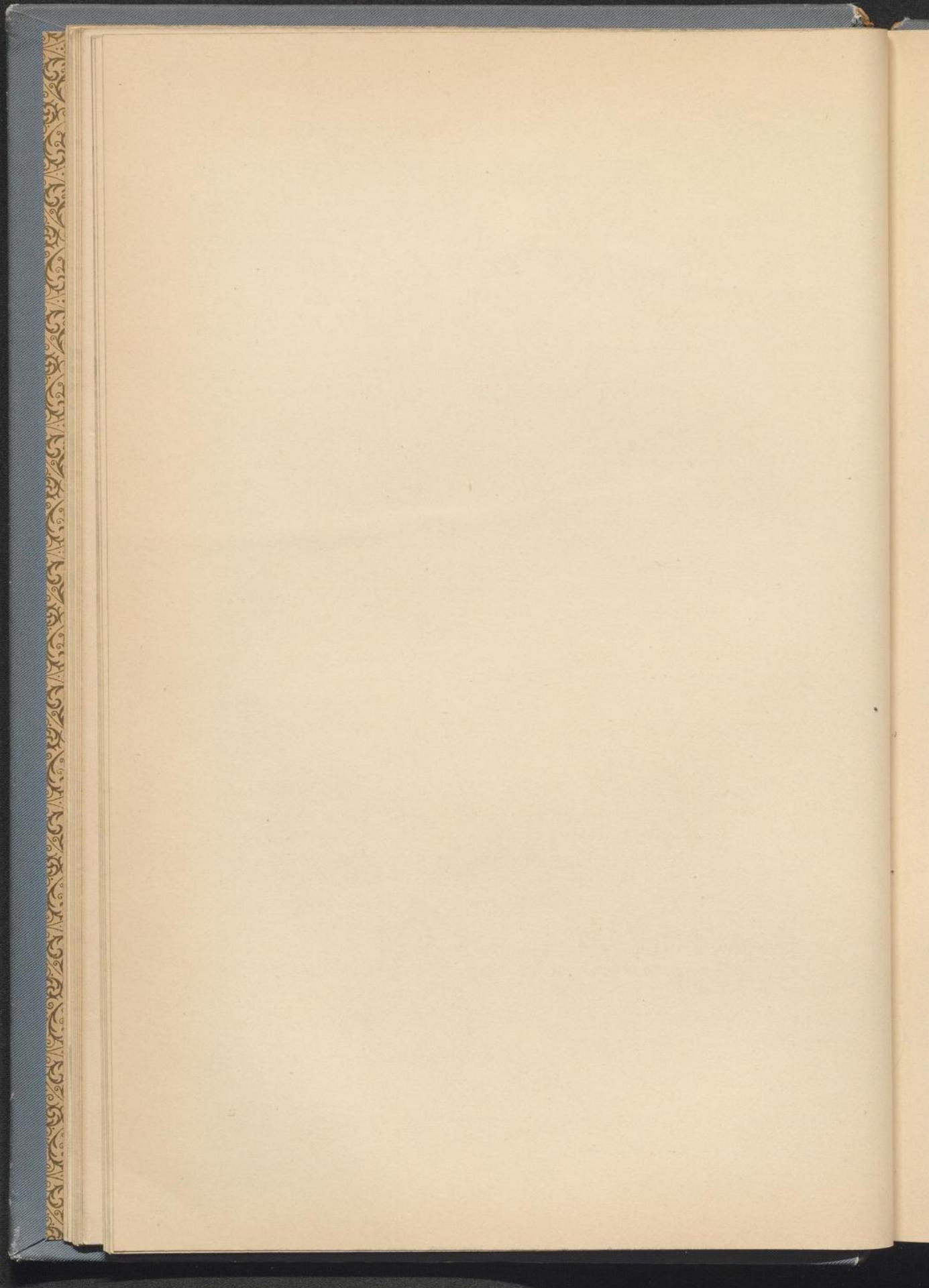
x

p

x

12. f-k. Schichtenlage beim Tonnengewölbe.





Die Kreuzgewölbe der Byzantiner erhielten wie die Tonnen in jeder Kappe stehende Querschichten, die sich an den Graten in Verschränkung wechselseitig gegeneinander stützten und freihändig aufgemauert wurden (Fig. 13). CHOISY, der zuerst über die ganze byzantinische Bauweise Licht verbreitet (*l'art de bâtrir chez les Byzantins*), glaubt, dass man der Lehrbögen selbst nicht einmal unter den Kreuzgraten bedurft hätte. Soweit vermögen wir ihm allerdings aus statischen Gründen — wenigstens bezüglich der grösseren Kreuzgewölbe — nicht zu folgen.

Die Kreuzgrate haben fast immer die Form eines Kreissstückes, das etwas niedriger als ein Halbkreis ist. Jede beliebige Schicht m_n bildet einen Kreisbogen, dessen Mittelpunkt p auf der Grundachse xx liegt, ihre Biegung liess sich leicht nach einem um p drehbaren Faden ausführen. Bei dieser Grat- und Schichtenform muss der Scheitel die in Figur 13 hervortretende geschweifte Linie annehmen, welche die Gewölbe in der That aufweisen, die man allerdings auch bei manchem Beispiel zu umgehen suchte, z. B. durch flachere Schildbögen (Elliptische Grade würden gleichfalls einen anderen Scheitel ergeben). Die Grade des byzantinischen Kreuzgewölbes treten unten sehr stark hervor, während sie oben fast ganz verschwinden. Wächst die Pfeilhöhe so weit, dass der Grat zum Halbkreis wird, so geht bei derselben Ausführungsweise von selbst das Kreuzgewölbe in die Stutzkuppel über.

Die Stutzkuppel zeigt Ringschichten Fig. (12a), Querschichten wie das Kreuzgewölbe (12b), Schrägschichten (Fig. 12c) und schliesslich auch einen Wechsel der beiden vorigen (Fig. 12d und 12e). Ein solcher Wechsel überträgt sich auch vielfach auf die Zwickelkuppel.

Die Technik war den Byzantinern von älteren Völkern übererbt, sie wurde während des Römertums von ihnen immer mehr aufgenommen, trat aber unter der Herrschaft der Architektur weniger bestimmt hervor. Erst als Byzanz seine Bedeutung als unabhängiger Mittelpunkt eines grossen christlichen Reiches erworben, besonders seit dem VI. Jahrhundert, da gelangte die Bauweise zu einem bestimmteren Ausdruck. Die Bedingnisse der Konstruktion machten ihre Ansprüche auf eine gewisse Führerschaft etwas sicherer geltend als bisher. Das half aber den gerade auf diesen Punkt abzielenden Bestrebungen des folgenden Mittelalters die Wege ebnen.

Während der Westen den Grundtypus der Kirche festlegte, lockerte der Osten den Zwang der Architekturform zu Gunsten einer grösseren Vorherrschaft der Konstruktion.

An Berührungspunkten zwischen dem Osten und dem Westen fehlte es nicht, die Jahrhunderte lange oströmische Herrschaft in Ravenna und Venedig, lebhafte Handelsbeziehungen, das Berufen griechischer Meister und Werkleute an die Höfe des Abendlandes und später schliesslich die Eindrücke, welche die Kreuzfahrer und Pilger heimbrachten, unterhielten einen genügenden Austausch.

Die Ueberlieferungen Roms zogen sich einer fortlaufenden Kette gleich in die neu erblühende Kunst hinein, den Einschlag lieferte Byzanz und wo immer einer der alten Fäden zu Ende ging, da knüpften die Meister ihr eigenes kräftiges Gespinnst hinein, bis schliesslich ein ganz neues Gewebe unter neuer kunstgebüter Hand erstand. Unter diesem Bilde kann man sich das Werden der romanischen Kunst vorstellen, deren erste Aufgabe darin gipfelte, die einst balkengedeckte römische Basilika nach byzantinischem Vorgang in neuer Auffassung monumental zu überwölben.

Einführung des Gewölbes in die romanische Basilika.

Dem romanischen Kunstschnitt fiel, wie gesagt, die Aufgabe zu, der Basilika eine massive Ueberdeckung zu geben. Neben der vornehmen monumentalen Erscheinung der oströmischen Werke waren die immer wiederkehrenden Feuersbrünste

Einführung
des Gewölbes
in die
romanische
Basilika.

Triebfeder genug, nach einer Wölbung zu verlangen. In allen Teilen des Baues, wo sie leicht ausgeführt werden konnte, war sie rasch zur Regel geworden; so kehrt sie immer wieder bei der Absis, die mit einer Halbkuppel geschlossen war, ebenso findet sie sich stets in der Krypta, welche meist Kreuzgewölbe in altrömischer Ausbildung erhielt.

Leicht war es auch noch die Seitenschiffe zu überdecken, sie erscheinen daher bereits lange Zeit überwölbt, als sich der Hauptraum des Bauwerkes, das Mittelschiff, noch mit einer Balkendecke begnügen musste. Als Formen für die Seitenschiffgewölbe treten die Längstone mit und ohne Stichkappen, die quergelegte Tonne und das Kreuzgewölbe auf.

Bis soweit hatte sich die Ueberwölbung leicht vollzogen, es blieben aber noch zwei Stellen im Kirchengrundriss zurück, deren Bewältigung sich zu den bedeutungsvollsten Aufgaben der mittelalterlichen Kunst gestalten sollte. Das waren

1. Die Ueberwölbung des Mittelschiffes;
2. Die Ueberwölbung des Chorumganges.

Letztere Bereicherung des Chores war seit dem elften Jahrhundert hervorgetreten und gelangte bald für die meisten grossen Anlagen besonders für die Dome in Aufnahme.

Das Erringen jener beiden Ziele bildet die Spitze aller architektonischen Bestrebungen vom Ende des XI. bis zum Beginn des XIII. Jahrhunderts. Um diese Zeit waren die alten Stätten der Kunst Rom und Byzanz fast ganz zurückgetreten, der Schwerpunkt hatte sich nach dem Nordwesten auf die jugendfrischen Völkerschaften im heutigen Deutschland, Frankreich und England übertragen. Hier entspann sich ein Wettkampf um das Erringen des Vollkommenen, aus dem schliesslich als glänzendes Resultat in raschem siegesbewussten Emporblühen die gotische Bauweise hervorging.

Als Erstlingsgestalt trat für die Ueberwölbung des Mittelschiffes fast allgemein das Tonnengewölbe auf, es findet sich von Spanien und Italien hinauf bis Skandinavien (Kirche zu Ringsaker), zur allgemeinsten Herrschaft gelangt es — abgesehen von den kleinen Steinkapellen Irlands — im südöstlichen Frankreich. Seine Einführung war naheliegend, da es durch die Römerwerke bekannt war und sich am natürlichsten dem rechteckigen Raume einfügte; es trug aber seine unbesiegbar Mängel von vornherein in sich. Die Unmöglichkeit es bei dreischiffiger Anlage befriedigend zu beleuchten, seine höhlenartige Erscheinung und die Schwierigkeit der Absteifung liessen es trotz aller Versuche nicht zu einer zweckerfüllenden Ausbildung gelangen.

Den Schub pflegte man zwar sehr geschickt durch hoch hinauf geführte Halbtonnengewölbe über den Seitenschiffen aufzunehmen, dadurch war aber die Schwierigkeit der Beleuchtung nur noch gesteigert.

Bevorzugte man anderseits eine gute seitliche Lichteinführung durch hohes Hinausführen des Mittelschiffes — wie in Burgund, so machte sich der Schub wieder lästig bemerkbar. Selbst wenn man diesen durch Einführung der spitzbogigen Tonnenform und durch Strebepfeiler erfolgreich bekämpfte, blieb immer die beklemmende tunnelartige Wirkung des Innern zurück. Schliesslich suchte man sogar diese letztere zu mildern durch Einschaltung von teilenden und gleichzeitig verstärkenden Quergurten, — zu einer wahren Befriedigung führte das Tonnengewölbe aber nie.

Ueberwölbung
des Mittel-
schiffes —
verschiedene
Versuche.

a. Das lang-
laufende
Tonnen-
gewölbe.

Man verfolgte daher verschiedentlich andere Lösungen. Unter diesen tritt besonders hervor die im südwestlichen Frankreich geübte Aneinanderreihung von voll ausgebildeten Kuppeln auf Zwickeln. Die Uebertragung der Kuppel ^{b. Kuppel auf Zwickeln.} nach dort erklärt man aus den lebhaften Handelsbeziehungen jener Gegenden, besonders der Städte Limoges und Perigueux mit dem derzeit „byzantinischen“ Venedig. Neuerdings wird der Einfluss Venedigs von mancher Seite angezweifelt.* Die Kirche St. Front zu Perigueux mit ihren fünf mächtigen in Kreuzform angeordneten, von schweren spitzbogigen Gurten getragenen Kuppeln nimmt den Ehrenplatz unter diesen Bauten ein. (Die Kuppeln zu St. Front zeichnen sich durch saubere Ausführung in „Werkstein“ und durch horizontale Schichtenlage in den Zwickeln aus). Das Prinzip des wirklichen Aneinanderreiheins tritt noch viel deutlicher hervor bei der Abteikirche zu Fontévrault, sowie bei vielen anderen meist einschiffigen Anlagen zu Angoulême, Cognac, Limoges usf.

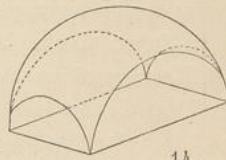
Die Uebertragung der stets einen Mittelpunkt bedeutenden Kuppel auf Langkirchen unter fortschreitender Wiederholung war trotz der sonstigen Schönheiten unnatürlich und erzwungen, sagte daher ebenso wenig zu wie das Tonnengewölbe.

Weit lebensfähiger zeigte sich der Kuppelausschnitt oder die Stutzkuppel (Fig. 14). Sie ist an vielen Stellen zur Ausführung gekommen, in Deutschland unter anderen zu Paderborn und Knechtstedten, in Frankreich vorzugsweise in Anjou, Maine, Tourraine. Meist findet sie sich über der Vierung, vielfach aber auch über Reihen von Wölfeldern. Es fügt sich die Stutzkuppel den vier umschliessenden Seiten so einfach und organisch ein, dass sie als durchaus vorteilhafte Lösung gelten muss, besonders wenn man ins Auge fasst, dass sie sich einem rechteckigen Felde ebenso bequem einpasst wie einem quadratischen. Da überdies wegen der Kugelform die Herstellung ohne Lehrgerüst möglich, darf es nicht Wunder nehmen, dass sich dieselbe an einigen Stellen noch lange erhielt, als bereits das Kreuzgewölbe zur allgemeinen Herrschaft gelangte. Es werden mehrfach sogar die Rippen vom Kreuzgewölbe aufgenommen, ohne dass die Kugelfläche verlassen wurde, es bilden dann die Rippen nur eine Zierde oder höchstens Versteifung, nicht aber die eigentlich tragenden Teile.

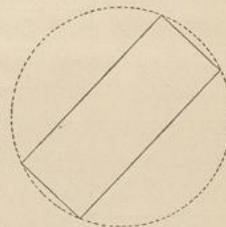
Bevor zu der letzten endgültigen Lösung übergegangen wird, ist noch ein wenig verbreiteter Versuch anzuführen, der in der Kirche St. Saturnin zu Toulouse zum Ausdruck kommt. Es ist das eine Folge quer gelegter Tonnengewölbe, wie sie beim Seitenschiff häufiger anzutreffen ist. Ihre Uebertragung auf das Mittelschiff zwar dem Wunsche, mehr Licht zu schaffen, durchaus Rechnung, die perspektivische Wirkung ^{d. Aneinan-}
^{derreiheung}
^{quer gelegter}
^{Tonnen-}
^{gewölbe.}

Die einzige nun noch verbleibende Lösung war das Kreuzgewölbe. Fast erscheint es befremdlich, dass diese sonst so oft verwandte Form für das Mittelschiff so lange gemieden wurde; doch das hatte seine gewichtigen Gründe. Abgesehen Das Kreuz-
gewölbe
über dem
Mittelschiff.

* Vgl. DEHIO und v. BEZOLD, d. kirchl. Bauk. d. Abendlandes S. 339.



14.

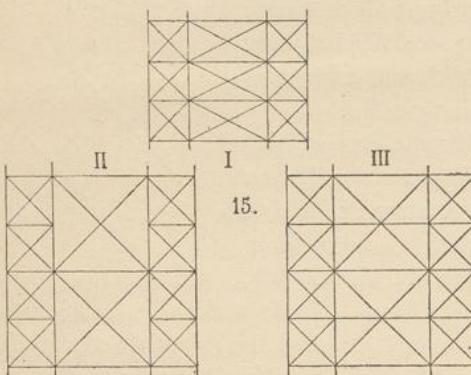


c. Stutzkuppel oder
Kuppelausschnitt.

d. Aneinan-
derreiheung
quer gelegter
Tonnen-
gewölbe.

von der Beschaffenheit des Materials und der Technik erforderte ein nach römischer Art hergestelltes Kreuzgewölbe in dieser Höhe und Spannung eine Widerlagsmasse, welche die Mittelmauern der Basilika nicht hergeben konnten, zumal sie bei ihrer gleichmässig fortlaufenden Form nicht geeignet waren, einen Druck auf Einzelpunkte vorteilhaft aufzunehmen. Wollte man das Widerlager durchaus in bedeutender Erbreiterung der Mauer bez. der Pfeiler schaffen, so ging der mühsam erstrebte räumliche Zusammenhang der drei Schiffe wieder verloren. Es mochte wohl mancher unheilvolle Versuch gemacht sein, bis man Schritt vor Schritt dazu gelangte, den Wölbshub geringer und die Widerlager ohne Massenanhäufung widerstandsfähiger zu machen. Völlig erreicht war das Ziel erst, als das gotische Gewölbe und das gotische Strebesystem fertig vorlagen.

Neben diesen Hindernissen in der Herstellung stellten sich der Einführung des Kreuzgewölbes Schwierigkeiten in der Grundrissteilung entgegen. Das Mittelschiff ist breiter als die Seitenschiffe, daher ergeben sich wie Fig. 15 I zeigt bei



durchlaufender Jochteilung stets rechteckige Felder, sei es in der Mitte oder an der Seite. Das römische Kreuzgewölbe war aber nicht geeignet, ein rechteckiges Feld zu überdecken, auch die Umgestaltungen des Kreuzgewölbes in romanischer Zeit verursachten Schwierigkeiten, wenn die Seitenlängen zu sehr verschieden waren. Man suchte daher möglichst quadratische Felder für alle drei Schiffe zu erlangen und kam zu der Anordnung II, bei welcher je 2 Jochen im Seitenschiff ein grösseres im Mittelschiff entspricht. Diese Grundrissbildung wurde typisch für die gewölbte romanische Basilika in Deutschland. Es wechselten stark belastete Hauptpfeiler mit schwächer belasteten Zwischenpfeilern. Letztere suchte man vorzugsweise in Nordfrankreich um die Mitte des XII. Jahrhunderts mit ins Hauptgewölbe hineinzuziehen durch Verwendung des sechsteiligen Gewölbes. Es entstand dadurch die Anordnung III, welche aber Anfang des XIII. Jahrhunderts wieder aufgegeben wurde. In Deutschland ist das sechsteilige Gewölbe besonders am Rhein, dann zu Bremen, Maulbronn, Limburg a. d. Lahn ausgeführt, im Allgemeinen aber weniger aufgenommen, hier ging man, sobald die Fortentwicklung des Kreuzgewölbes eine Ueberdeckung rechteckiger Felder gestattete, wieder allgemein zu der natürlichesten Lösung I über, die alsbald zur allgemeinen Regel für den gotischen Kirchengrundriss wurde.

Umgestaltung des Kreuzgewölbes bei rechteckigem Grundriss.

Versuche mit der nun einmal günstigsten rechteckigen Jochteilung des Mittelschiffes haben überhaupt nie geruhet. Da man überdies bei der Ueberdeckung der Seitenschiffe und nicht minder bei der Anlage klösterlicher und profaner Bauten immer wieder auf rechteckige Raumgrundrisse stiess, konnte man eine Umbildung des

römischen nur auf quadratische Felder berechneten Kreuzgewölbes auf die Dauer nicht von der Hand weisen. Man klammerte sich zwar möglichst lange an die römischen Ueberlieferungen an, musste dieselben aber notgedrungen immer mehr verlassen.

Nachfolgend mögen alle wesentlichen Lösungen nebeneinander gestellt werden, welche überhaupt die alte Bauweise für die Ueberwölbung eines Mittelschiffes mit rechteckiger Querteilung hergab. Sie sind fast ausnahmslos zur Anwendung gelangt. Da zu romanischer Zeit die Kreuzgewölbe auf vollem Lehrgerüst hergestellt wurden, ist es für das leichtere Verständniss zweckdienlich, nicht das Gewölbe selbst, sondern die Form seiner Unterschalung ins Auge zu fassen.

Wenn nicht streng erweislich, so ist es doch wahrscheinlich, dass die Römer bei einer Reihung von Kreuzgewölben zuerst eine durchlaufende Bretterschalung unter der Längstonne herstellten (Fig. 16) und dann erst oben auf diese die Schalung für die einzelnen Quertonnen legten, genau so wie noch heutzutage beim Einwölben kleiner Stichkappen in Kellergewölben verfahren wird.

Dass diese Technik in der ersten romanischen Zeit noch geübt wurde, beweist SCHÄFER (Zentralblatt der Bauverwaltungen, 1885) sehr treffend mit der Beobachtung, dass an solchen Gewölbereihen oft an einer Seite eine Quertonne fehlt, und dass häufig die Scheitel zweier gegenüberliegender Stichtonnen nicht genau gegen einander treffen.

Es sei nun angenommen, dass das Mittelschiff einer Basilika mit rechteckiger Grundrissseintheilung einzuwölben ist. Die mittleren Längswände seien bereits hochgeführt und an ihnen die halbkreisförmigen Schildbögen angelegt. Es ist nun das Lehrgerüst für die Haupttonne aufzustellen, welches die Form eines halben Kreiszylinders erhält. Auf die durchlaufenden Schalbretter dieser Halbtonne werden diejenigen der Quertonnen aufgesattelt, indem sie vom Schildbogen aus wagerecht hinübergelegt werden. (Siehe Grundriss und Querschnitt I in Fig. 17.) Es können sich dabei nur niedere Stichkappen bilden, aber keine Kreuzgewölbe.

Es war zu natürlich, dass man versuchte, die Stichkappen höher hinaufzutreiben durch eine ansteigende Lage der Bretter. Der höchste Punkt *m* des Schnittes schob sich dadurch weiter in die Höhe, er konnte aber nie bis zur Wölbmitte gelangen, sondern höchstens bis zum Berührungs punkt *n* der Tangente *g h* (vgl. Grundriss und Schnitt II in Fig. 17). Ein Kreuzgewölbe entstand also auch auf diese Art nicht.

Demnach konnte bei rundbogiger Tonne und halbkreisförmigen Schildbogen nach römischer Weise wohl ein Gewölbe mit Stichkappen, niemals aber ein Kreuzgewölbe erzielt werden. Es mussten Änderungen vorgenommen werden, die sich auf die Haupttonne oder die Querkappen erstrecken konnten.

Das halbcylindrische Längsgewölbe in eine niedere elliptische Wölbung zu verwandeln, wie es beim Seitenschiff zum Ausgleich der Scheitelhöhen häufiger geschah, Fig. 18, konnte für das Mittelschiff nicht ernstlich in Frage kommen; man würde dadurch den Schub vergrössert haben, dessen Bekämpfung hier gerade eine Hauptfrage war. Weit beachtenswerther ist die Form des spitzbogigen Tonnengewölbes, das sich am Ende des XI. und im XII. Jahrhundert wegen seiner konstruktiv günstigen Eigenschaften in manchen Gebieten Eingang verschaffte. Dieses mit steigenden Stichkappen vereinigt, lässt über einem Rechteck einen kreuzförmigen Gewölbesschnitt zu. (Fig. 19.) Es ist möglich, dass die spitze Tonne ein beachtenswertes Glied im Entwicklungsgange

des gotischen Gewölbes wurde, bevor es aber den Anlass zu wichtigen Neubildungen geben konnte, waren an anderer Stelle besonders in Deutschland die Versuche mit Halbkreisformen fortgesetzt, zu denen daher zurückzukehren ist.

Blieb die Haupttonne halbrund, so mussten die Querkappen geändert werden, entweder durch Einführung einer neuen Schildbogenform oder durch gänzliche Umwandlung der Krümmung der bisher cylindrischen Kappenflächen.

Erhöhung der Schildbogen-scheitel bis zur Höhe der Gewölbemitte.

Der halbkreisförmige Schildbogen liess sich am einfachsten dadurch ändern, dass man ihn aufhöhte, bis sein Scheitel gleiche Höhe mit der Tonne bekam (Fig. 20 I). Legte man von diesen Schildbögen die Schalbretter senkrecht hinüber gegen die Tonnenfläche, so bildeten diese einen Halbeylinder, der sich kreuzförmig in den grossen Halbeylinder hineinschnitt. Muss die so gewonnene Form auch als Kreuzgewölbe bezeichnet werden, so entsprach sie doch nicht der Vorstellung, die man sich von ihr gemacht hatte, denn die Gratlinien lagen nicht über den Diagonalen, sie bildeten vielmehr im Grundriss geschwungene Linien (vgl. den Grundriss), die für das Auge wenig ansprechend waren und besonders bei einer Bemalung unerwünscht hervortreten mussten.

Bei diesem Gewölbe konnte man sich nicht beruhigen, man musste gesetzmässige Kreuzlinien anstreben. Um diese zu erzielen, durfte man sie aber nicht mehr als zufälliges Ergebnis aus dem Zusammenschluss der Flächen entgegennehmen, sondern man musste von ihnen ausgehen, sie zuerst festlegen und danach erst die Form der Kappen bestimmen. Das bedeutet aber einen wichtigen Umschwung in der Wölbtechnik, an Stelle der „Fläche“ übernahm den Vorrang die „Linie“. Wollte man die Gratlinien von vornherein festlegen, dann war es nur eine Frage der Zeit, wann man dazu überging, unter ihnen diagonal gerichtete Lehrbögen aufzustellen und die alte Art der Einschalung zu verlassen. Soweit mochte man aber nicht gleich gehen, man begnügte sich anfangs vielleicht damit, die Diagonalgrate oben auf der Bretterschalung der Haupttonne aufzureißen (vielleicht durch Herabloten von einer kreuzweis ausgespannten Leine). Nehmen wir einstweilen dieses an.

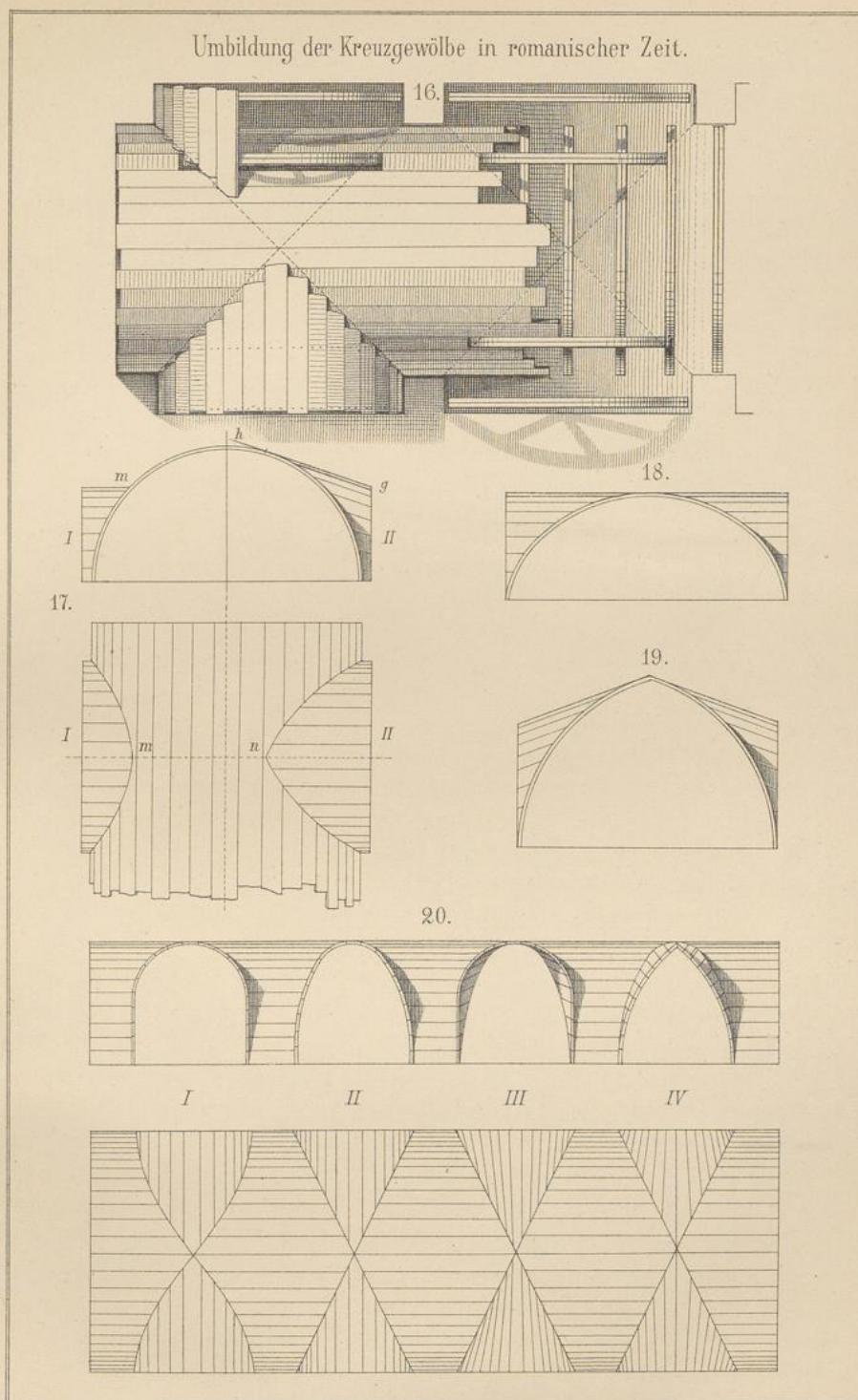
Wenn man von der so aufgerissenen Kreuzlinie Schalbretter senkrecht gegen die Stirnfläche legt, so ergeben sich hier Schildbögen von der Form einer aufrecht stehenden halben Ellipse (Fig. 20 II). Die Anwendung solcher elliptischer Bogenlinien ist insofern zu beachten, als sie bereits ein Loslösen von der Halbkreisform anbahnt und damit der Einführung anderer Bogenformen, besonders des Spitzbogens, die Wege ebnet.

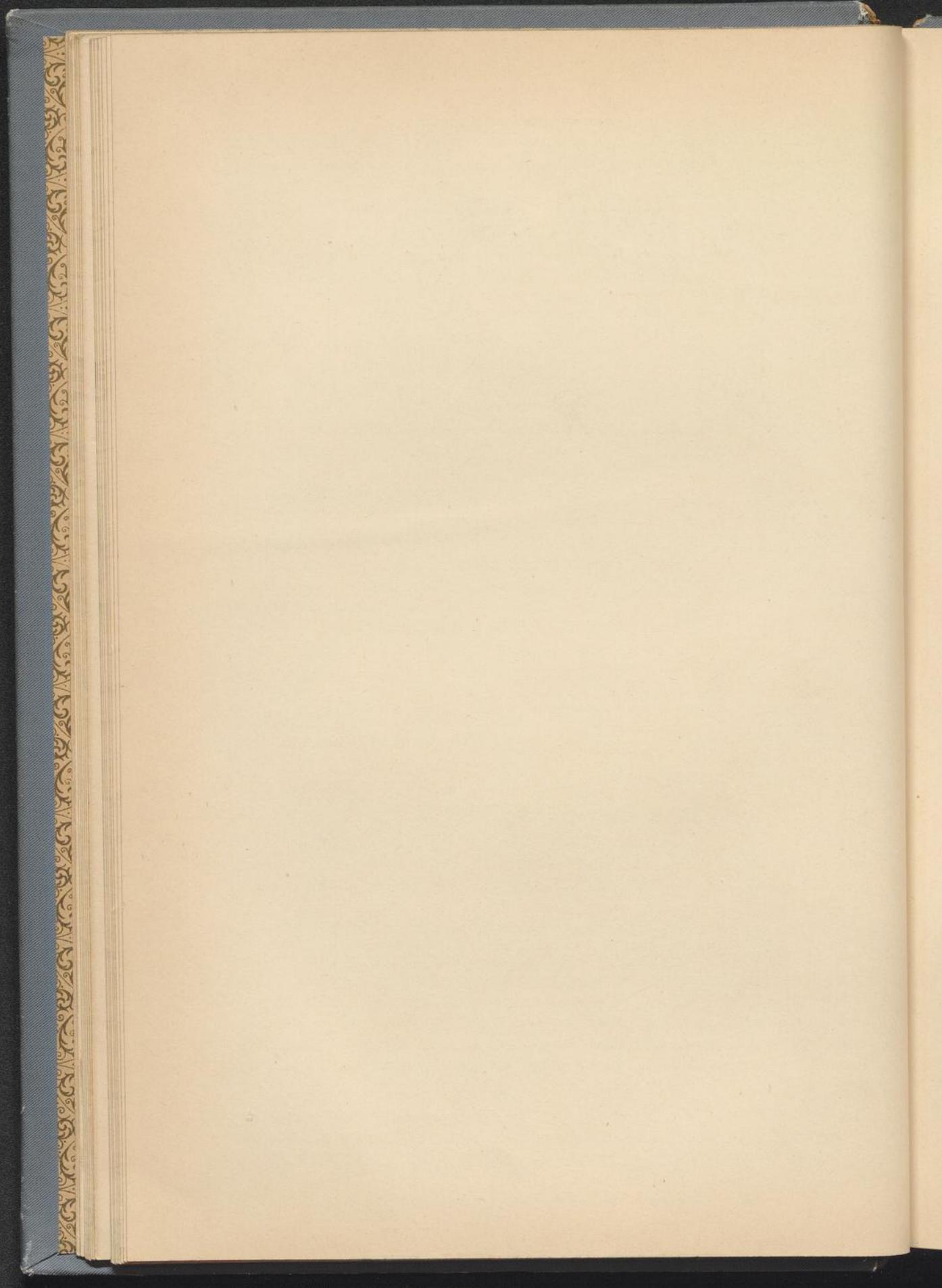
Elliptische Bogenformen, die übrigens selten mathematisch genau ausgetragen sind, trifft man bei einiger Aufmerksamkeit an romanischen Werken sehr oft, meist sind liegende Ellipsen verwandt, daneben aber vielfach auch stehende; im Seitenschiff von St. Marien zu Dortmund treten beide gleichzeitig auf, und in einem Seitenschiff der Gaukirche zu Paderborn zeigt die Längstonne eine hochgestellte Ellipse als Querschnitt. (Die Gratkanten an letzterem sind im Grundriss ziemlich unregelmässig gebogen.)

Wollte man statt des unbequemen elliptischen Schildbogens den überhöhten Halbkreis beibehalten (der vielleicht schon in den vorher aufgemauerten Wänden angelegt war), so konnte man auch von diesem die Schalbretter nach den aufgerissenen Diagonalgraten legen. (Fig. 20 III.) Es standen dann aber die Schalbretter nicht mehr senkrecht gegen die Stirnbogen, und die Fläche der Kappe blieb

Tafel III.

Umbildung der Kreuzgewölbe in romanischer Zeit.

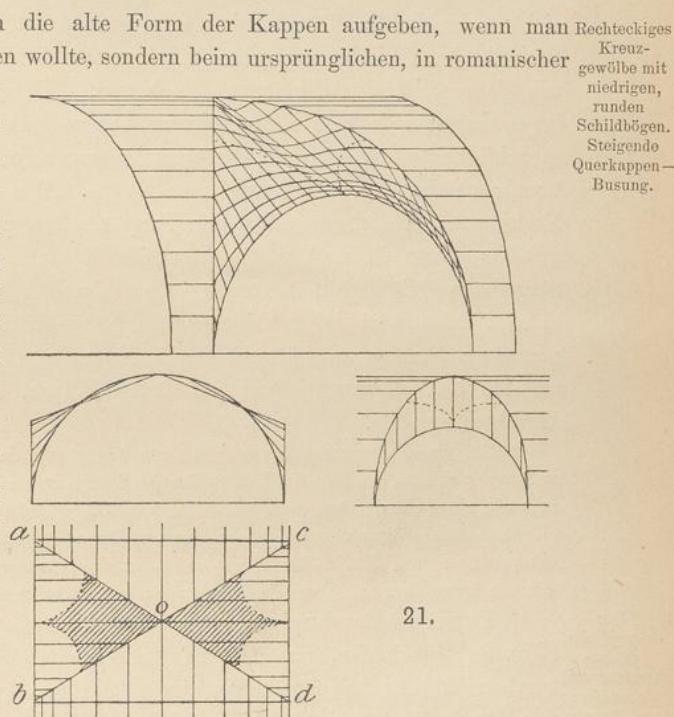




kein regelmässiger Cylinder mehr. Man hatte sich also von der Cylinderfläche frei gemacht, war dies aber einmal geschehen, dann stand nichts mehr im Wege, dem Schildbogen jede beliebige andere Form, z. B. diejenige des aus anderen Gründen weit vorteilhafteren Spitzbogens zu geben (Fig. 20 IV).

Man sieht, dass man mittelst hochgezogener Schildbögen ein rechteckiges Kreuzgewölbe mit regelmässigem Diagonalschnitt erzielen konnte. Dabei wurde man zum Aufgeben des Halbkreisbogens geführt oder auf ein Verlassen der cylindrischen Kappenfläche hingeleitet.

Vollkommen musste man die alte Form der Kappen aufgeben, wenn man keine hohe Schildbögen verwenden wollte, sondern beim ursprünglichen, in romanischer Zeit, hauptsächlich in Deutschland immer noch bevorzugten Falle verblieb, für die Schildbögen einfache, wenig oder garnicht überhöhte Halbkreise zu verwenden. Angenommen, es wären die Schildbögen eines herzustellenden Gewölbes bereits aufgemauert und die grosse Tonne als Halbeylinder eingeschalt, überdies seien die Gratlinien auf der Bretterschalung aufgerissen, da man unbedingt regelmässige Zusammenschnitte der Kappen zu haben wünschte (Fig. 21), so würden alsdann die Schalbretter für die Stichkappen aufzubringen sein. Dass man auf die gewöhnliche Art nicht



zum Ziele gelangt, ist bereits bei den Fig. 17 I und II gezeigt. Die Bretter stossen gegen die Längstonne, ohne zum Scheitel zu gelangen. Will man trotzdem eine Verbindung von Schildbögen und Kreuzgraten durch die Schalbretter erzwingen, so wird sich ein Teil derselben durch die Fläche der Tonne hindurchschieben müssen, wie es die schraffirte Fläche des Grundrisses Fig. 21 andeutet. Die Schalbretter der Haupttonne können somit nicht mehr überall durchlaufen, und was wichtiger ist, die Schalung der Querkappen bildet eine Fläche, welche unter dem schraffirten Teil muldenartig herabzuhängen scheint; diese Form ist aber hässlich und konstruktiv bedenklich (vgl. die verschiedenen Ansichten in Abb. 21). Die Mulde muss ausgefüllt werden, sei es durch einen Erdauftrag oder eine aufgesattelte Schalung oder beides vereint. (Schon eine andere Richtung der Schalbretter hilft die Mulde ausgleichen.) Dieser Auftrag kann beliebig hoch hügelartig hinaufgeführt werden, was sogar bis zu einem gewissen Grade nöthig wird, wenn sich die Kreuzlinie überall als ein nach unten vorspringender Grat kennzeichnen soll. Es bildet sich auf diese Art eine kuppelartig gebauchte

oder busige Kappenfläche. Hatte man die Busung einmal für die beiden steigenden Querkappen *a b o* und *c d o* angewandt, so war es natürlich, dass man sie der Gleichartigkeit wegen auch auf die beiden anderen *a c o* und *b d o* übertrug.

Unabhängigkeit der Kreuzgrate. Übergang von der Ellipse zum Halbkreis.

Es war bei dem letzten Gewölbe zunächst vorausgesetzt, dass in der Längsrichtung des Mittelschiffes noch gerade cylindrische Kappen eingeschalt waren; es ist das jetzt aber zwecklos geworden. Denn für diese Gewölbe wurden bereits stets unter den Graten stützende Lehrbögen aufgestellt, die Schalbretter legten sich von den letzteren nach den nun immer vorhandenen Gurtbögen hinüber, sie ließen also nicht mehr durch. Damit hörte aber auch der Zwang auf, ihnen die Form eines fortlaufenden Cylinders zu geben, sie konnten ebensogut eine freiere Form annehmen, wie die ansteigenden Quertonnen sie hatten. Mit anderen Worten Gurt- und Gratbögen konnten in der Längsrichtung ebenso unabhängig von einander sein, wie es Schildbogen und Grat in der Querrichtung bereits waren. D. h. man konnte den Gratbogen jetzt gestalten wie man wollte. Das war aber wieder ein wichtiger Fortschritt. Die flache elliptische Form des Grates bildete beim römischen Kreuzgewölbe einen Mangel, den schon die Byzantiner empfunden hatten, der sich aber beim Mittelschiff der romanischen Basilika geradezu als Hemmnis erweisen musste. Man wird daher keine Abweichung vom alten Gewölbe so bereitwillig vornehmen haben, wie gerade das Lossagen von der stark schiebenden und auch an sich statisch unvorteilhaft gestalteten Ellipse, die man gewöhnlich durch einen Halbkreis ersetzte.

Bei einem langgezogenen rechteckigen Felde war der Uebergang zum Halbkreis kein gar zu grosser Schritt, da hier die Ellipse dem Halbkreis schon sehr nahe steht. Sehr fördernd dürfte es auch eingewirkt haben, dass man sich dem Augenschein nach sehr schlecht auf das Austragen elliptischer Lehrbögen verstand und schon aus diesem Grunde abweichende Formen zu Tage förderte. Oft mochte man an Stelle der Ellipse selbst zu einem unten abgestützten Halbkreis gegriffen haben, den die Byzantiner zu ihren überhöhten Kreuzgewölben durchweg verwandten.

Das romanische Kreuzgewölbe mit Überhöhung und Busung.

Damit ist das busige, in beiden Richtungen überhöhte Kreuzgewölbe (Fig. 22) geschaffen, das als das Endergebnis der romanischen Wölbbildung anzusehen ist. Es hat für das quadratische Feld die gleichen konstruktiven Vorzüge wie für das rechteckige und wird daher für beide verwandt. Bei seiner Ausbildung wirkten zwei Faktoren beständig zusammen, als erster die Schwierigkeit, ein Rechteck zu überdecken, als zweiter die Notwendigkeit, den Schub zu mildern, letzteres war ein wichtiges Ziel, zu dem erstes die Wege finden half. In wie weit das Vorbild der weit älteren aber wesentlich abweichenden überhöhten Gewölbe der Byzantiner fördernd mitgewirkt haben mag, möge eine offene Frage bleiben.

Die Entstehung des überhöhten busigen Gewölbes wird vielfach ohne Rücksicht auf das Rechteck direkt aus dem quadratischen Felde abgeleitet, dabei wird die Verringerung des Schubes als alleinige Triebfeder angesehen zu einem Uebergang von dem elliptischen Grat zum rundbogigen. Der Weg ist richtig, aber zu unvermittelt, er enthält eine Kluft, die erst überbrückt wird, sobald man das notgedrungene Vorgehen bei Ueberwölbung eines Rechteckes mit in Betracht zieht, wie solches im Vorstehenden versucht ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass der gezeichnete Gang sich überall in gleicher Weise vollzogen habe, man muss neben dem zeitlichen „Nacheinander“ ein örtliches „Nebeneinander“ voraussetzen und eine beständige Wechselwirkung der Fortschritte auf einander in Rücksicht ziehen. Bis die für die Konstruktions- und Kunstgeschichte gleich wichtige Frage der mittelalterlichen Gewölbentwicklung völlig geklärt sein wird, dürfte es noch sehr eingehender Studien bedürfen. Leider sind die bisherigen Aufnahmen von Bauwerken, wie Vergleiche

mit der Wirklichkeit zeigen, gerade bezüglich der Gewölbe selten ganz verlässlich. Um letztere richtig zu erforschen, sind genaue Sonderaufnahmen nötig, zu denen die Mitwirkung vieler Fachleute erwünscht wäre. Nie sollte man die dazu besonders günstigen Restaurationsbauten vorübergehen lassen, ohne bei wichtigen Werken die Form der Gewölbbögen, ihre Halbmesser und Mittelpunkte, ebenso die Gestalt der Kappen und alle Einzelkonstruktionen vom Widerlager bis zum Gewölbenschluss genau aufzumessen und, soweit sie von Wert sind, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Dem in Fig. 22 dargestellten überhöhten busigen Gewölbe, das ganz besonders für die späteren romanischen Werke Deutschlands typisch wurde, sind stets Gurtbögen zugefügt zu denken. Sowohl seine beiden Gratbögen, als die vier umschliessenden Stirnbögen sind Halbkreise, sie lassen sich demnach von einer gemeinsamen Kugelfläche umschließen. Zwischen diesen sechs Bögen spannen sich die vier Kappen aus, für deren Gestalt drei verschiedene Möglichkeiten vorliegen.

Kappengestalt der überhöhten Gewölbe. Grat oder Kehle an den Kreuzlinien.

1. Die Kappen sind so stark gebust, dass sie außerhalb der Kugelfläche liegen, es entsteht ein richtiges Kreuzgewölbe mit nach unten vorspringenden Gratkanten. Im Schnitt $x-x$ der in Fig. 23a dargestellten Diagonalansicht ergibt sich die in Fig. 23c grösser gezeichnete Kappensbiegung I; im Punkt n zeigt sich die Schärfe der Gratkante.

2. Die Kappen liegen genau in der Kugelfläche, es entsteht dann überhaupt kein Kreuzgewölbe, sondern eine Stutzkuppel. Die Diagonalkanten treten gar nicht aus der Fläche hervor, siehe Schnitt II in Fig. 23c.

3. Die Kappen liegen innerhalb der Kugelfläche. Es bildet sich in diesem Falle streng genommen kein Kreuzgewölbe sondern eine Art von Kloster gewölbe, die Diagonalkanten erscheinen von unten gesehen nicht als vortretende Gratkanten, sondern als einspringende Kehlen. Siehe Schnitt III.

Gewölbe der letzteren Art sind zur Zeit des romanischen und des Übergangsstiles gar nicht selten, besonders oft findet man solche, bei denen die Kreuzbögen im unteren Teil als Grade und im oberen Teil als Kehlen erscheinen, z. B. in der grossen Marienkirche zu Lippstadt und an den interessanteren stark überhöhten Gewölben der Gaukirche zu Paderborn. Fig. 26. Bei beiden Beispielen sind noch keine vortretenden Rippen vorhanden. Letztere sind sehr geeignet, kehlenförmige Zusammenschnitte der Kappenscheiten dem Auge unbemerkbar zu machen, weshalb das selbst an gotischen Gewölben auftretende Vorkommen von Kehlen meist unbeachtet bleibt.

Wollte man bei halbkreisförmigen Grat und Stirnbögen überhaupt ein Kreuzgewölbe mit vortretenden Gratkanten erzielen, so musste man notgedrungen zu einer starken Busung greifen. Letztere hatte also bei derartigen Wölbungen den zweifachen Zweck, die Gratlinien hervortreten zu lassen und die muldenartige Einsenkung am Kappenscheitel zu vermeiden. Die Busung war aber immer eine lästige Zugabe, so lange man die Kappen auf vollem Lehrgerüst herstellte.

Wenn die Form der Busung, wie man für Bruchsteinkappen meist annimmt, durch einen Erdauftrag auf den Schalbrettern vorgerichtet wurde, so musste eine beträchtliche Erdmenge hinaufgeschafft werden. Sie wurde besonders gross, wenn man die Bretter so legte, wie es in dem Dreieck $d-o-g$ der Fig. 23b gezeichnet ist. Man konnte den Auftrag etwas verringern, wenn man den Brettern die im Dreieck $g-o-e$ angegebene Lage gab, die gleichzeitig die Mulde am Scheitel besser ausglich. Immerhin blieb die Aufschüttung aber noch so bedeutend, dass sich für manches ausgeführte Gewölbe 100 Karren Erde und mehr berechnen lassen. Eine solche Menge lässt es mindestens fraglich erscheinen, dass die Erde das alleinige Hülsmittel bildete; musste man aber eine Auffutterung aus Holz vornehmen, so war die Arbeit des Einrüstens um so gekünstelter. Wo ein geeignetes Material vorlag, dürfte auch in romanischer Zeit das freihändige Wölben bereits weiter in Gebrauch gewesen sein als man gewöhnlich glaubt.

Gotische Kreuzgewölbe mit freihändig ausgeführten busigen Kappen.

Gotische Bruchstein gewölbe auf Schalung — Vermeiden der Busung. Spitzte Stirn und Kreuzbögen.

Immer blieb die Unterschalung eines busigen Gewölbes eine grosse Schwierigkeit; man musste es daher als grosse Errungenschaft ansehen, als man allgemein lernte, die Kappen freihändig einzuwölben (siehe hinten Kappengemäuer). Die selbständige Herstellung der vortretenden Rippen auf Lehrbögen und die sodann erfolgende schichtenweise Einspannung leichter busiger Kappen ohne jedes Lehrgerüst ist als die vollendetste Konstruktionsweise der Gotik zu betrachten; sie stand höher als Alles, was die Wölkunst bis dahin geleistet hatte. —

Die freihändig ausgeführten Kappen kamen aber trotz ihrer Vorzüge nur da zur Aufnahme, wo Ziegelstein, ein leicht zu bearbeitender Kalkstein (Isle de France) und allenfalls noch Tufstein das Wölkmaterial bildeten. Gewölbe aus ungefügten schweren Bruchsteinen sind bis ins XV. Jahrhundert auf Schalung hergestellt. Für diese verliess man die Busung wegen ihrer schwierigen Herstellung wieder, das war aber nur durch Änderung der Wölkformen möglich. Die Busung war aus der starken Ueberhöhung erwachsen, letztere musste man beseitigen. Zu diesem Zwecke die Grate wieder abzuflachen, wäre ein Rückschritt gewesen, es wurden daher die Stirnbögen gehoben durch Ueberhöhung des Halbkreises, besser aber durch den günstigeren Spitzbogen. (Fig. 24.) Bleiben die Kreuzgrade Halbkreise, so muss der Bogenscheitel *c* bis zur Höhe der Mitte *o* reichen, damit keine Mulde bei geradem Scheitel *o c* entsteht.

Bei diesem Gewölbe ist zugleich die zweite Bedingung erfüllt, dass die Kreuzlinien trotz der fehlenden Busung zu Graten, nicht zu Kehlen werden. Um ein einfaches annähernd richtiges Merkmal dafür zu haben, ob Grat oder Kehle zu erwarten ist, zeichnet man am besten die Diagonalansicht des Gewölbes. Bleiben in dieser wie bei Fig. 24 die Projektionen der Bogenhälften *b c* und *a d* ausserhalb des Kreuzbogens *a o b*, so sind vorspringende Grade zu erwarten; liegen sie umgekehrt innerhalb des Diagonalbogens wie bei Fig. 23a, so kann man auf Kehlen rechnen.

In der Fig. 24 waren die Kreuzgrade als Halbkreise gezeichnet. Gerade für diese kann aber der Spitzbogen grosse Vorzüge haben. Nur bei spitzbogigen Gratlinsen ist es überhaupt möglich, ein „überhöhtes“ Kreuzgewölbe ohne busigen Scheitel herzustellen (Fig. 25 rechts).

In der Figur 25 zeigt die linke Hälfte einen rundbögigen Grat, es ist eine Busung für den steigenden Scheitel hier nicht zu vermeiden. Rechts ist ein spitzer Diagonalbogen verwandt, der einen geraden steigenden Scheitel *o g* zulässt. Das mögliche Mass der Steigung bekommt man, wenn man an die Projektion des Spitzbogens *o d* in *o* eine Tangente legt.

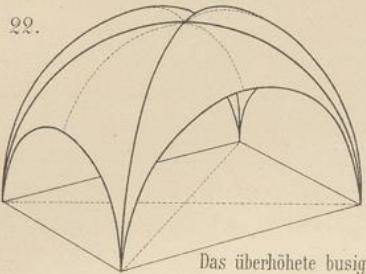
Die Bedeutung des Spitzbogens für die Kreuzlinien wird oft unterschätzt. Selbst an hervorragender Stelle (Viollet-le-Duc und auch in den früheren Auflagen dieses Werkes) wird als die gängige Form der Grade der Halbkreis angesehen. Eine genauere Beobachtung zeigt aber, dass zahllose, vielleicht gar die meisten Gewölbe der frühen wie der späteren Gotik spitze Grade haben. Hier ist ein wichtiger Hebel für die Einführung des Spitzbogens zu suchen! Schon die romanischen Gewölbe zu Lippoldsberg a. d. W. haben spitze Grade bei geradesteigenden Sandsteinkappen. Die Gewölbe der Gaukirche zu Paderborn (Ende XII. J.) zeigen bei rundbögigen Stirnen hohe dem Spitzbogen sehr nahe stehende Kreuzbögen. Die Scheitel der Kappen haben eine steile bis auf eine Verdrückung in der Mitte geradlinige Steigung. Skizze 26 stellt das Gewölbe dar.

Gleich in Paderborn findet man noch weitere Gewölbe mit spitzen Graten und gerade-steigenden Scheiteln, so im Kreuzgang und im Turm des Domes. Letzteres auch wegen seiner Widerlagsanordnung interessante Gewölbe befindet sich weit oben im Turm, und ist — jedenfalls zur Verkleinerung des Schubes — so stark überhöht, dass der Winkel am Scheitel nur etwa 110° betragen mag. (Fig. 27.)

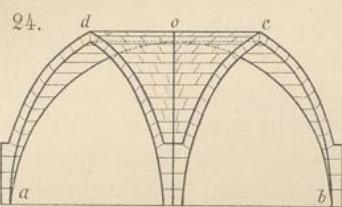
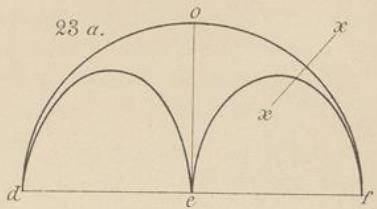
Es zeigt sich beim Verfolg der Gewölbentwicklung des XII. und XIII. Jahr-

Tafel IV.

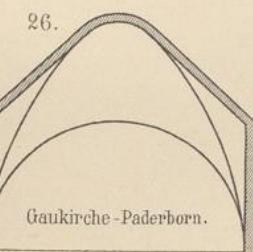
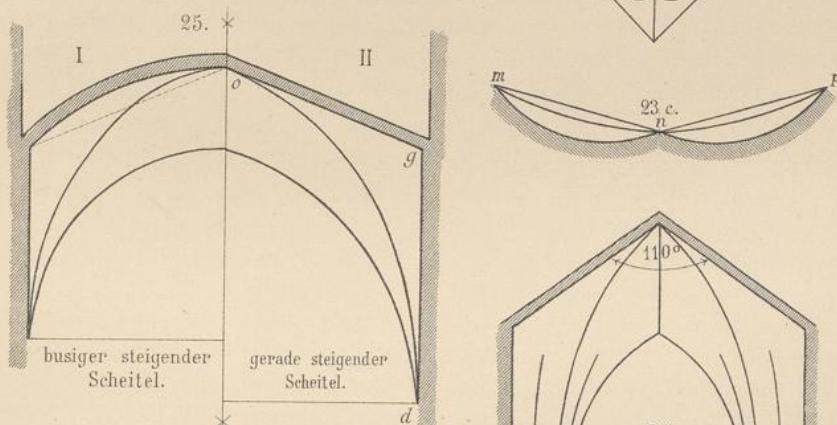
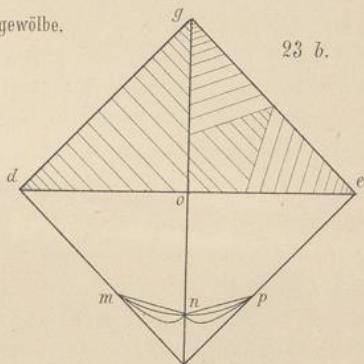
Entwicklung des Kreuzgewölbes.



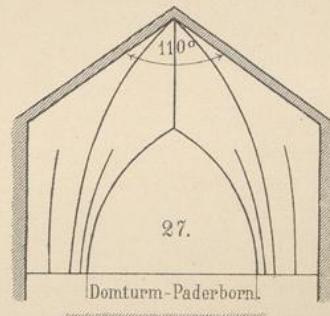
Das überhöhte busige Kreuzgewölbe.



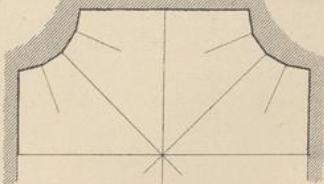
Gewölbe ohne Ueberhöhung u. Busung.

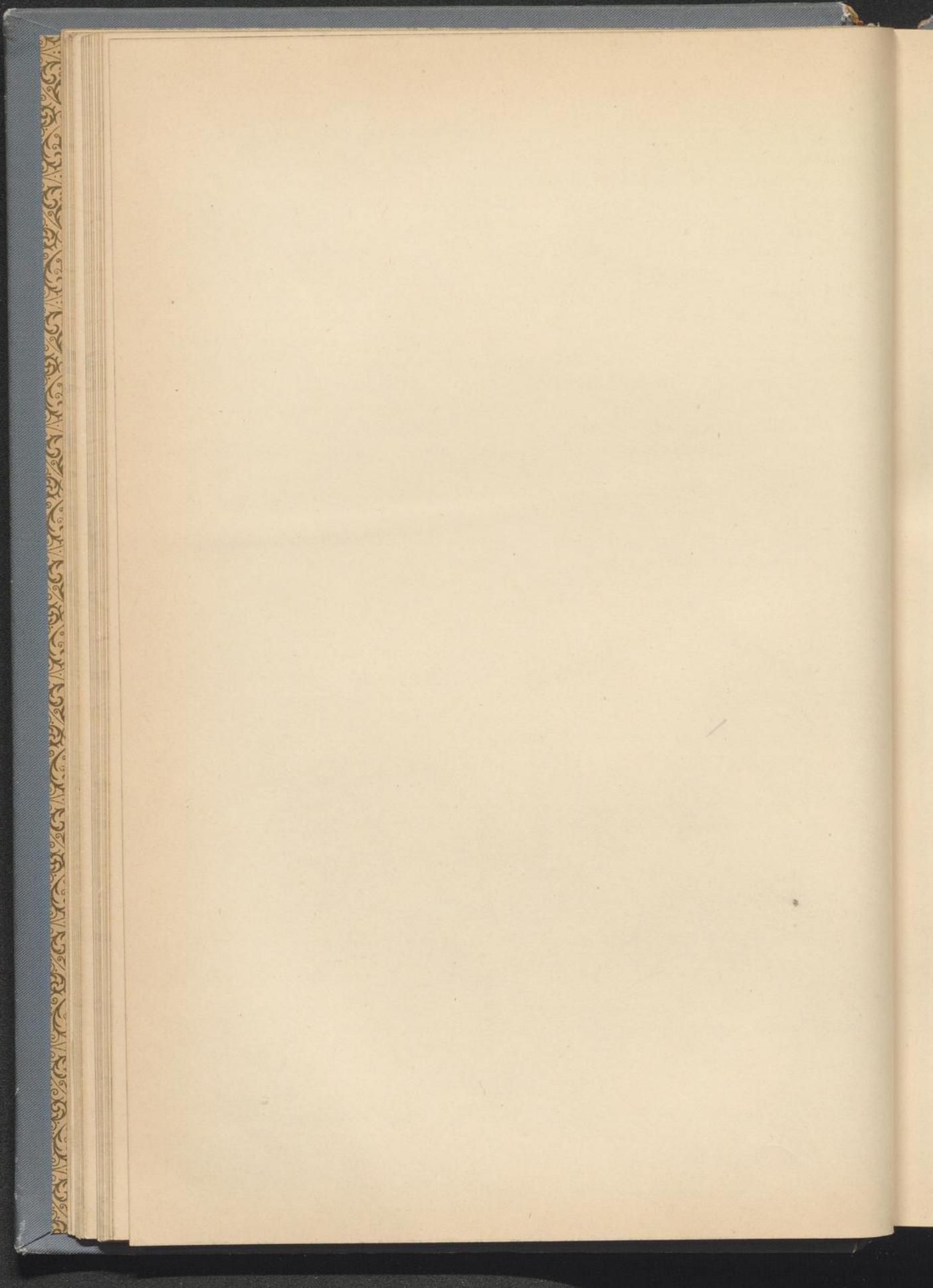


Gaukirche - Paderborn.



Domturm - Paderborn.





hunderts, wie immer wieder und wieder Erwägungen auftraten, welche auf die Einführung des Spitzbogens gebietend hinwiesen. Im Vorstehenden sind nur die wichtigsten der Gründe aufgeführt, die sich aus der Formengestaltung herleiten; zu diesen gesellen sich die noch wichtigeren der Festigkeit. Es sind besonders der geringere Schub des Spitzbogens auf die Widerlager und seine an sich günstige Form, die sich für die meisten in Frage kommenden Belastungsfälle (selbst ohne Scheitelast) erstaunlich nahe der theoretischen Stützlinie anschliesst, ganz erhebliche Vorteile.

Die Aufnahme des Spitzbogens bildet einen der wichtigsten Schritte in der Konstruktionsgeschichte des Mittelalters. So irrig die Ansicht der Laien, welche Gotik und Spitzbogen für unzertrennlich hält, genannt werden muss, so kann nicht geleugnet werden, dass die Einführung dieser Bogenform diejenige Entwickelungsstufe der mittelalterlichen Kunst bezeichnet, welche ein völliges Loslösen von den alten Fesseln bekundet und das mittelalterliche Prinzip, jede Konstruktion von Fall zu Fall aus dem inneren Wesen der Sache heraus zu entwickeln, zu voller Geltung bringt. Den alten Streit über die Herkunft des Spitzbogens aufzunehmen, dürfte hier kaum lohnen, da diese Frage ganz verschwindet gegen den Umstand, dass er „richtig verwandt“ ist.

Im Vorstehenden ist die stufenweise Umgestaltung des Kreuzgewölbes von den Römern bis zur beginnenden Gotik in Kürze verfolgt, seine weitere Ausbildung in der gotischen Periode selbst wird in den späteren Abschnitten eine eingehendere Erörterung erfahren. Im dargethanen Entwicklungsgange hatte das Mittelschiff eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Es handelte sich hier darum, Gewölbe in grosser Höhe mit seitlichem Lichteinlass und geringem Schub aufzuführen, die sich überdies einer rechteckigen Feldertheilung einpassen mussten. Es traten aber noch andere Stellen im Kirchgrundriss auf, bei denen es sich darum handelte, noch weit unregelmässigere Formen als das Rechteck, nämlich trapezförmige und vieleckige Grundrissgestalten zu bewältigen. Es empfiehlt sich, wenigstens noch an einem derartigen Beispiele die Unzulänglichkeit der römischen Ueberkommenisse klar zu legen.

Wie oben bereits erwähnt, bot das Mittelschiff die erste, der Chorungang aber die zweite grössere Aufgabe bei Ueberwölbung der Basilika. Der Chorungang ist aufzufassen als das verlängerte und umgeschwungene Seitenschiff, er verlangte daher dieselbe Ueberwölbung, die das Seitenschiff erhielt. Aus seiner gebogenen Form aber erwuchsen allerlei Schwierigkeiten.

Ueberwölbung der trapezförmigen Felder des Chorunganges.

War das Seitenschiff mit der Längstonne überdeckt, so war es leicht, dieselbe in Ringform um die Apsis herumzuführen, sobald aber Stichkappen hinzutraten, entstand schon der Uebelstand, dass diejenigen am äusseren Umkreis grösser wurden als die inneren. Vergl. Fig. 28.

Sollte aber gar das Kreuzgewölbe (oder auch die quer gelegte Tonne) verwandt werden, so wurde die Verlegenheit noch weit grösser, denn es ergab sich ein trapezartiges Feld (Fig. 29), dessen äussere Seite *a b* länger ist als die innere *c d*. Wurden nun über diesen beiden Seiten Halbkreise errichtet und wurde durch letztere eine verbindende Fläche gelegt, so war dieselbe nicht mehr wie sonst ein Halbzylinder, sondern sie hatte die Form eines sich nach aussen erweiternden halben

Kegels. Der Zusammenschnitt dieser Kegelfläche mit der den Chor umziehenden ringförmigen Tonne bildet ein Kreuzgewölbe von abweichender Gestalt.

Für dieses Kreuzgewölbe giebt es, wenn die Versuche mit elliptischen und anderen vom Halbkreis abweichenden Bogenformen ausgeschlossen bleiben, drei Möglichkeiten.

1. Die Mittelpunkte r und p des Schildbogens und des Arkadenbogens in Fig. 30 liegen gleich hoch — es steigt dann der Scheitel von n nach m . Der Kreuzpunkt o liegt nicht in der Mitte der Ringtonne.

2. Der Scheitel mn ist horizontal — dann liegt der Mittelpunkt p des Arkadenbogens höher als derjenige des Schildbogens r , somit rücken auch die Kapitale der Arkaden höher hinauf als diejenigen an der äusseren Wand. (Fig. 31.)

3. Die Gewölbe sind so wie beim vorigen Falle, jedoch die Arkadenbögen sind überhöhet, so dass die Arkadenkapitale ebenso tief zu liegen kommen, wie die Wandkapitale. (Fig. 32.)

Die letzte Anordnung befriedigt am meisten, aber sie hat den Mangel, dass die obere Kegelfläche sich gegen die senkrechte Seitenlaibung in der schrägen Linie op einschneidet. Dadurch erhält die Laibungsfläche ein hässliches Aussehen. Will man diesen Zusammenschnitt op wagerecht haben, so muss der unterhalb op liegende Mauerkörper statt des quadratischen Grundrisses x_1 (vergl. Fig. 33) einen trapezähnlichen x_2 erhalten. Dieses Auskunftsmitte ist in der That bei Kirchen des XII. Jahrhunderts ausgeführt, es führt aber zu einem ungünstigen trapezförmigen Kapitalgrundriss abgesehen von weiteren Mängeln. Es erhellt aus dem Vorstehenden, dass die auf den alten römischen Ueberlieferungen beruhenden Wölbformen hier ebensowenig wie beim Mittelschiff zu einem wohlthuenden allgemein brauchbaren Ergebnis führen. Auch wenn den Wölbungen sich vortretende Gurte sowie Schild- und Arkadenbögen zugesellen, können die Schwächen höchstens mehr versteckt, nicht aber gehoben werden. Als man zu dem in Fig. 22 und 23 dargestellten romanischen Gewölbe gelangt war, konnte man dieses auch über einem symmetrischen Trapez verwenden (wie überhaupt über jedem dem Kreis einbeschriebenen Grundriss). Siehe Fig. 34. Es sind sowohl die beiden Kreuzgrate wie die vier Stirnbögen Halbkreise. Die Form hat aber neben konstruktiven Mängeln — siehe hinten unter Aufrissgestaltung der Bögen des Kreuzgewölbes — den ästhetischen, dass der Kreuzpunkt der Grate seitwärts von der höchsten Stelle des Gewölbes liegt.

Freiheit der
Gestaltung
des gotischen
Gewölbes in
Grund- und
Aufriss.

Eine allen Anforderungen gewachsene Lösung lag für Chorumgang und Mittelschiff erst dann vor, als die Gewölbeentwicklung in dem gotischen Kreuzgewölbe ihr höchstes Ziel gefunden hatte. Mit dem gotischen Gewölbe trat ein Prinzip vollendet zu Tage, das von Stufe zu Stufe unermüdlich errungen nichts Geringeres in sich schloss als: „Die völlige Freiheit der Gestaltung“. Für diese Wölbart giebt es keine Einengung im Grundriss und in der Aufrissentwicklung mehr. (Vergl. Fig. 35.)

Das Wölfeld kann jede beliebige Grundrissform haben. Die umschliessenden Bögen können unabhängig von einander festgestellt werden als Rundbogen, Spitzbogen, aufgestelzter Bogen, ja sie können Flachbogen, Ellipse und Parabel sein, schliesslich auch die Gestalt einer mathematisch ermittelten Stützlinie annehmen.

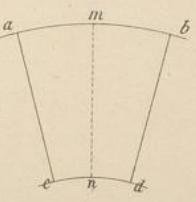
Tafel V.

Gewölbe über unregelmässigen Grundrissen.

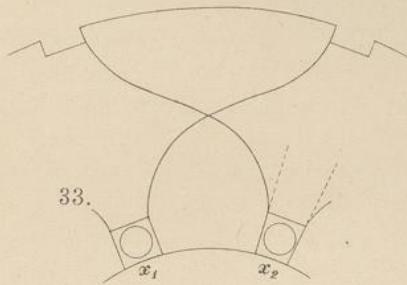
28.



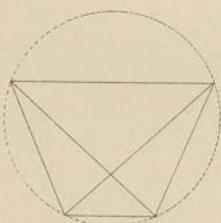
29.



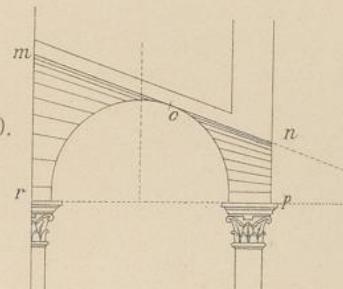
33.



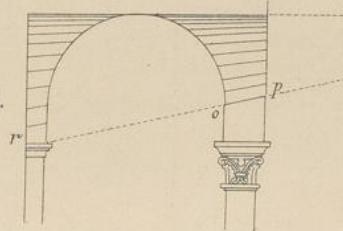
34.



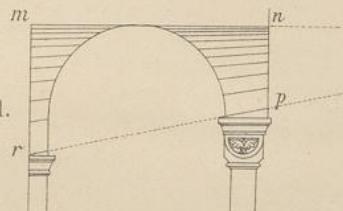
30.



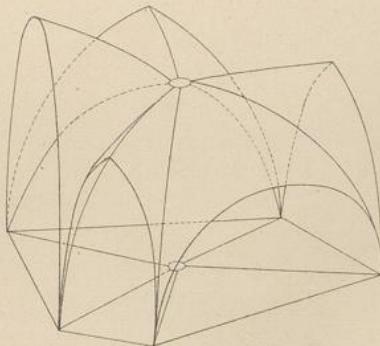
32.

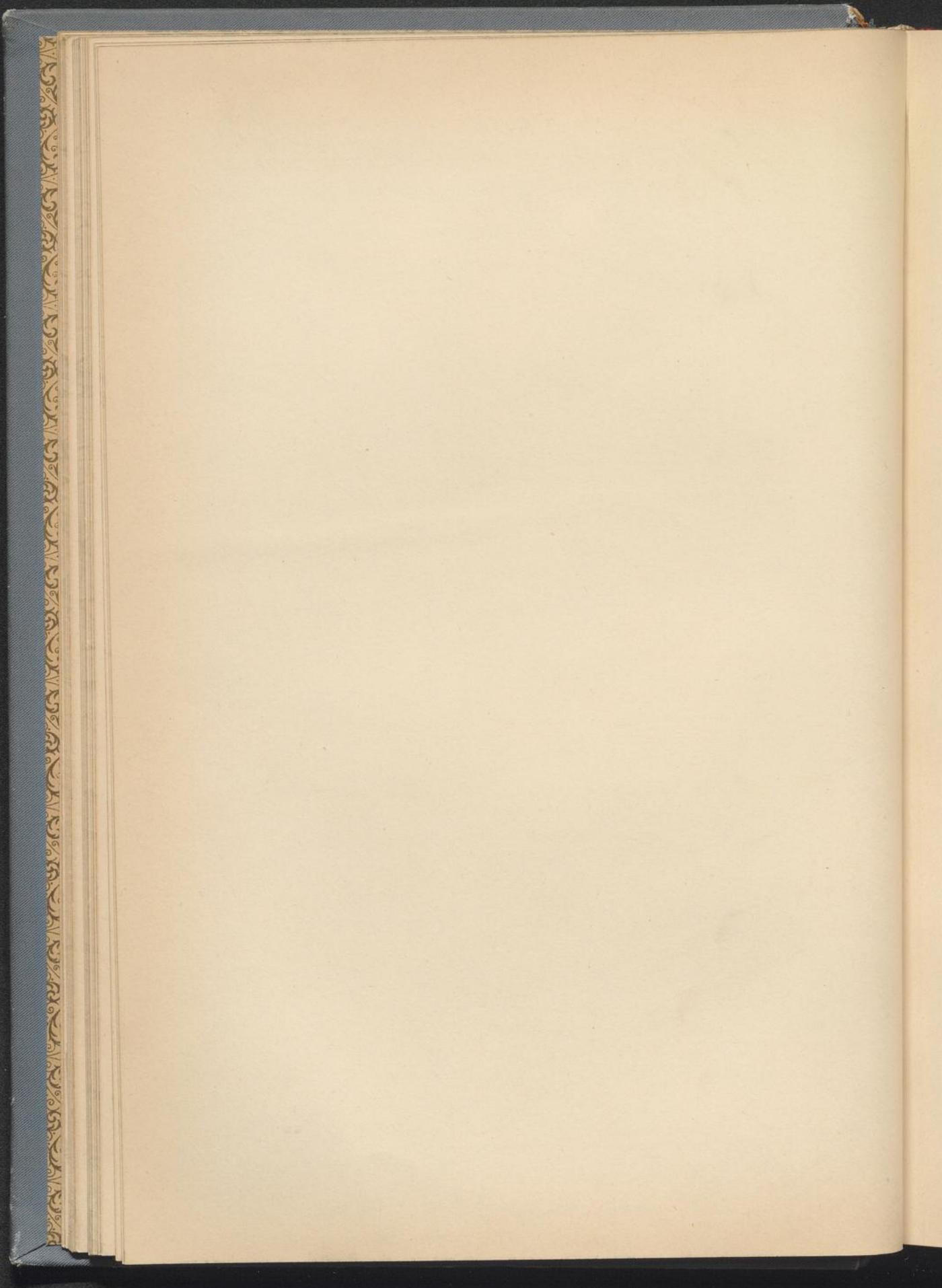


31.



35.





Genau dasselbe gilt für die Kreuzbögen. Die gleiche Freiheit besteht ferner für die gegenseitige Höhenlage von Schlussstein und Bogenscheitel. Endlich können die Rippen in zwangloser Weise vervielfältigt und zu den wunderbarsten Stern- und Netzfiguren zusammengestellt werden. Grenzen werden der gotischen Gewölbgebung überhaupt nur gesetzt — durch die Gesetze des Gleichgewichts der Kräfte und durch die Forderungen der Schönheit.

Diese Erfolge in der „Formgestaltung“ sind erstaunlich, durchaus ebenbürtig stellen sich ihnen zur Seite diejenigen, welche sich auf die „Herstellungsweise“ beziehen und die im letzten Endziel darauf hinauslaufen, die Masse des toten Stoffes sowie den Umfang der rohen Arbeit einzuschränken.

Um die Ziele der mittelalterlichen Bauweise richtig zu verstehen, ist es gut, Gegensatz der römischen und gotischen Bauweise. sie vergleichsweise der römischen gegenüberzustellen.

Den Römern gestattete ihre Konstruktionsweise (Bildung eines massigen zusammenhängenden Körpers) eine ziemliche grosse Freiheit für die Form. Sie nutzten diese Freiheit aber nicht aus, sondern legten die Form aus architektonischen Gründen in Fesseln. Für Bögen und Gewölbe erhoben sie den Halbkreis zu einer unabänderlichen typischen Bauform, die sich in gleicher Linie stellt mit den von den Griechen ihnen überkommenen Säulenordnungen.

Das Mittelalter schlägt den entgegengesetzten Weg ein, es löst die Form von diesem äusseren Zwang, es gibt ihre Gestaltung dem künstlerischen Schaffen frei, dafür überantwortet es dieselbe aber umgekehrt gerade der strengen Herrschaft der Konstruktion.

Der Barockstil verschmähet beide Fesseln, er löst sich von strenger Form und Konstruktion, an deren Stelle setzt er in den Vordergrund die künstlerische Laune.

Für den römischen Baumeister lag die Bauform von vornherein fest, dieser musste sich seine Konstruktion anpassen. Der gotische Meister musste die Form mit und aus der Konstruktion bilden und ihr sodann das künstlerische Gepräge geben. Letzterer hatte vielleicht einen mühsameren Weg, aber nur auf diesem konnte er seine Aufgaben in einer Richtung lösen, die dem Römer nicht zugänglich war.

Der Unterschied tritt besonders hervor in der Einschränkung der Masse. Während die römischen Gewölbe selten unter 1,2 m, oft aber selbst 2—3 m Scheitelstärke aufweisen und auch noch die romanischen Wölbungen bei mittleren Spannweiten eine Stärke von 40—50 cm und mehr haben, lassen sich gotische Sterngewölbe konstruieren, die bei angemessener Ausführung der Rippen selbst über weiten Räumen nur einer Kappenstärke von 10 cm und weniger bedürfen. Die Ersparnis an Widerlagsmasse hält damit gleichen Schritt. — Masse tritt überhaupt nur auf, wo Kräfte wirken; demgemäß zeigt der vollendete gotische Kirchenbau eine klare Trennung in ein tragendes Gerüst und in füllende Flächen.

Das lässt sich am Bau von oben bis unten verfolgen. Im Gewölbe bilden die Kappen leichte füllende Flächen, während die Rippen zu tragen haben, letztere übergeben ihre senkrechte Kraft Pfeilern, deren Dicke nur gering zu sein braucht; den wagerechten Schub dagegen überliefern sie kräftigen widerstehenden Strebpfeilern und Strebebögen. Die Umfassungswand hat auch

hier nur abzuschliessen, sie besteht je nach ihrer Bestimmung aus Stein oder selbst aus einer frei sich ausdehnenden Glasfläche.

Die Wirkung der Kräfte muss bei beiden Baurichtungen als eine grundverschiedene angesehen werden. Ein echt römischer Bau bildet einen einzigen leblos ruhenden gewaltigen Körper, der zu vergleichen ist mit einem ausgehöhlten Stein oder wenn man will mit einem gebrannten Thongefäß. Gehalten wird das Ganze durch die inneren Kräfte, die von der Festigkeit des Stoffes abhängen.

Das gotische Bauwerk gleicht mehr einem lebendigen elastischen System zahlreicher Einzelkörper, die durch auf einander wirkende Kräfte in einer bestimmten Gleichgewichtslage gehalten werden. Tritt eine äussere Formveränderung ein, senkt sich zum Beispiel die Grundmauer einerseits ein wenig, so wird das römische Werk in einige Stücke zerbersten, in gleicher Weise wie ein Gefäß in Scherben bricht; der gotische Bau hingegen wird mehr eine Verschiebung und Verdrückung der einzelnen Teile zeigen, die in etwas veränderter Stellung wieder eine Ruhelage anzunehmen suchen.

Der Gegensatz der beiden grossen Konstruktionsabschnitte des Römertums und des Mittelalters ist nach alledem ein einschneidender, er findet aber in der Geschichte leicht seine Begründung. Die Römer waren ein weltbeherrschendes Volk, ihnen standen unerschöpfliche Reichtümer und zahllose sklavische Arbeitskräfte zur Verfügung. Für sie ergab es sich aus der Natur der Sache, ohne Ansehung der Mittel so zu bauen, dass ein denkender Meister genügte, gewaltige Werke selbst in abgelegenen Gebieten durch Tausende meist ungeübter Hände errichten zu lassen.

Unter anderen Bedingungen schuf das Mittelalter, seine Mittel waren massvoll, die Arbeitskräfte gezählt. Galt es dennoch Grosses zu leisten, so musste der Umfang der rohen Masse und Arbeit beschränkt werden, kein Bauglied durfte Ueberflüssiges enthalten. Das war aber nur erreichbar durch ein vollendet durchgebildetes Konstruktionssystem, vom Meister sorgsam durchdacht, von kundigen mitdenkenden Werkleuten vollführt. Was die Römer vermochten durch Fülle und Macht, wird hier erworben durch die Leistung des Geistes.

2. Die Konstruktion der Gewölbe. Allgemeines.*

Römische
Wölb-
flächen, —
gotische
Wölblinien.

Der wichtigste Unterschied des römischen von dem gotischen Gewölbe liegt in dem Verhältnis der dasselbe bildenden Flächen, zu den begrenzenden Linien. In ersteren sind diese Flächen, also die Mantelflächen der das Volle des Gewölbes bildenden Körper, des Halbcylinders oder der Halbkugel die bestimmenden Teile in der Weise, dass bei dem Kreuzgewölbe wie bei der über dem Viereck gespannten Kuppel (dem sogen. böhmischen Gewölbe) die begrenzenden Linien durch Ausschnitte aus diesen Körpern sich bilden. Nach dem gotischen Prinzip wird von vornherein die zu überwölbende Grundfläche durch die aus dem angenommenen Systeme hervorgehenden Linien geteilt, über diesen Linien werden dann die einzelnen Bögen

* Das vorliegende Kapitel ist ungeachtet einiger Wiederholungen wegen der darin enthaltenen grundlegenden Anschauungen Ungewitters unverändert aus den früheren Auflagen übernommen.